

Leseprobe

EINAR KÁRASON
DIE STURLUNGEN



DIE GROSSE ISLÄNDER-SAGA

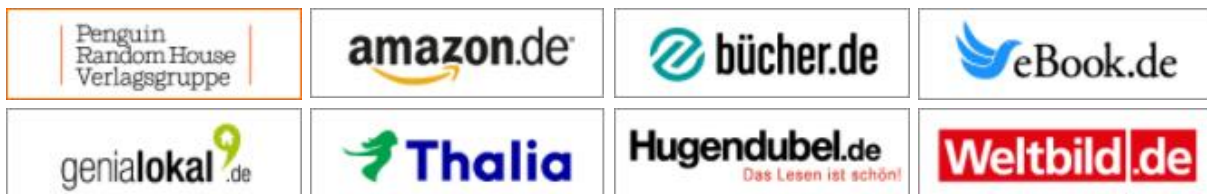
R O M A N

Einar Kárason

Die Sturlungen

Roman - Die große Isländer-Saga

Bestellen Sie mit einem Klick für 26,00 €



Seiten: 832

Erscheinungstermin: 13. Juni 2017

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

Inhalte

- Buch lesen
- Mehr zum Autor

Zum Buch

Das Zeitalter der Sturlungen – benannt nach dem mächtigsten Wikingerklan – war das blutigste und brutalste Kapitel der isländischen Geschichte. Es läutete gleichzeitig das Ende der Wikingerära ein.

Dieser Epoche setzt Einar Kárason mit seiner imposanten Isländer-Saga ein einzigartiges Denkmal. Erstmals werden die international hochgelobten und vom Autor für diese Ausgabe neu überarbeiteten Romane »Feindesland« und »Versöhnung und Groll« sowie zwei neue, erstmals ins Deutsche übertragene Romane in einem Band erscheinen – übersetzt von Bestseller-Autor Kristof Magnusson. Ein einzigartiges Projekt, dem sich der vielfach ausgezeichnete größte isländische Gegenwartsautor über ein Jahrzehnt gewidmet hat.



Autor

Einar Kárason

Einar Kárason, geboren 1955, ist einer der wichtigsten Autoren der skandinavischen Gegenwart. Berühmt wurde er durch seine Trilogie »Die Teufelsinsel«, »Die Goldinsel« sowie »Das Gelobte Land«. Sein Roman »Sturmerprobt« stand auf der Shortlist des Nordischen sowie des Isländischen Literaturpreises. Für »Versöhnung und Groll« erhielt er den Isländischen Literaturpreis. Zuletzt erschien 2017 die imposante Isländer-Saga »Die Sturlungen«, an dem der Autor über ein Jahrzehnt arbeitete, bei btb. Für seinen neuesten Roman,

Einar Kárason • Die Sturlungen

Einar Kárason

DIE STURLUNGEN

Die große Isländer-Saga

ROMAN

Aus dem Isländischen
von Kristof Magnusson

btb

INHALT

Vorwort zur deutschen Ausgabe

9

BUCH EINS — Zeit der Schwerter

17

BUCH ZWEI — Feindesland

181

BUCH DREI — Versöhnung und Groll

417

BUCH VIER — Skalde

597

i migliori fabbri.

William Faulkner, Ásgeir Jakobsson

VORWORT ZUR DEUTSCHEN AUSGABE

Dieses Buch spielt im isländischen Mittelalter, genauer gesagt im dreizehnten Jahrhundert. Es mag vielleicht etwas marktschreierisch klingen, aber ich halte diese Zeit in der isländischen Geschichte – und sogar in der Geschichte von ganz Nordeuropa – für absolut einzigartig. Warum das so ist, möchte ich im Folgenden mit einigen Worten begründen.

Im dreizehnten Jahrhundert wurden in Island mehr als dreihundert Bücher geschrieben. Das mag an sich noch nicht so bemerkenswert erscheinen, Bücher wurden schließlich im Mittelalter an vielen Orten geschrieben. Aber die Isländer schrieben schon damals nicht in Latein, sondern in der Sprache, die sie auch sprachen: Altnordisch. Altnordisch wurde damals von allen skandinavischen Völkern gesprochen, es hatte sich im Laufe der Wikingerzeit in großen Teilen von Nordeuropa verbreitet, und doch wurde in dieser Sprache kaum geschrieben. Es gab zwar eine große Tradition der Skaldenlyrik, doch diese Dichtkunst wurde nur mündlich von Generation zu Generation weitergetragen. Es gab nicht einmal eine richtige Schriftsprache, mit der man die Gedichte hätte aufschreiben können, es gab nur die sogenannten Runen, eine primitive Imitation des lateinischen Alphabets, die zu wenig mehr taugte als zur Beschriftung von Grabsteinen. Nachdem die nordischen Länder um das Jahr 1000 christianisiert wurden, verfassten die dortigen Priester und Mönche zwar bald die ersten Bücher, doch sie schrieben nur auf Latein. Außerdem verfassten sie fast nur geistliche Texte. Doch auch die wenigen Bücher weltlichen Inhalts, die überhaupt geschrieben wurden,

waren auf Latein verfasst, wie zum Beispiel die bis heute bekannte *Gesta Danorum* von Saxo Grammaticus über die Geschichte der Dänen. Die Isländer schlugen hier einen Sonderweg ein. Sie entwickelten im zwölften Jahrhundert eine Schrift, in der sie in ihrer altnordischen Muttersprache schreiben konnten, und schufen damit einzigartige Werke der mittelalterlichen Literatur.

Im Island des dreizehnten Jahrhunderts wurden viele Arten von Büchern geschrieben. Eine große Rolle spielten hierbei die Werke der Geschichtsschreibung, in denen es bei Weitem nicht nur um Island ging, sondern auch um Ereignisse in Dänemark und Schweden, in Grönland, auf den Orkney- und den Färöer-Inseln. Auch von dem Land, das die Wikinger noch weiter im Westen entdeckten und Vinland nannten, wird erzählt – heute kennen wir es als Amerika. Doch am berühmtesten sind zweifellos die Isländer-Sagas, die bis heute in der literarischen Welt geschätzt, gelesen und übersetzt werden und zu den bedeutendsten Werken der Weltliteratur gehören.

Allein die Bücher, die in diesem dünn besiedelten, abgelegenen, rückständigen Island des dreizehnten Jahrhunderts entstanden sind, wären also bemerkenswert genug. Was diese Zeit jedoch vollkommen einzigartig macht, ist die Tatsache, dass genau in diesem »goldenen Zeitalter« der mittelalterlichen Literatur in Island ein regelrechter Bürgerkrieg tobte und dass die Autoren, denen wir viele wichtige Bücher aus dieser Zeit verdanken, in diesem Bürgerkrieg ordentlich mitgemischt haben! Es handelt sich bei ihnen um wichtige Oberhäupter der Sturlungen, der damals mächtigsten Familie Islands, nach der diese Epoche auch benannt ist: die Sturlungen-Zeit.

Vor dem Jahr 870 war Island gänzlich unbewohnt gewesen, vielleicht einmal abgesehen von gelegentlichen Schiffbrüchigen, verirrtten Seeleuten und einigen irischen Einsiedlermönchen. Dann segelten einige mächtige Wikinger-Anführer mit ihren Schiffen auf den Atlantik hinaus und entdeckten diese große,

damals noch bewaldete Insel, die sie Island nannten und innerhalb weniger Jahrzehnte komplett besiedelten. Viele der ersten Siedler waren nach Konflikten mit den skandinavischen Königen aus ihrer Heimat geflohen und bauten nun in Island ein Gemeinwesen auf, das ohne jegliche Form von adeliger Obrigkeit auskam. Jeder Anführer herrschte in seinem Bezirk. 930 gründeten diese Anführer das Althing, eine Versammlung, zu der die Isländer einmal im Jahr zusammenkamen, Gesetze beschlossen und Gerichtsprozesse führten. Wenn auf diesem Althing ein Urteil gefällt wurde, gab es allerdings keine zentrale Staatsmacht, um dieses durchzusetzen, keinen König, keine Armee oder Polizei. So funktionierte das Land ungefähr 300 Jahre lang, doch in der Zeit der Sturlungen im dreizehnten Jahrhundert löste sich die Ordnung des Wikingerzeitalters auf. Die mächtigsten Familien des Landes lieferten sich immer heftigere Kämpfe um die Vorherrschaft, bis schließlich fast im ganzen Land ein Bürgerkrieg tobte – der einzige (und hoffentlich auch letzte) in der isländischen Geschichte. Kurz zusammengefasst kann man sagen, dass die Familie der Sturlungen hierbei gegen eine Koalition aus zwei anderen mächtigen Großfamilien kämpfte, bevor sich dann auch noch die katholische Kirche und der norwegische König, der Island unter seine Herrschaft bringen wollte, einmischten.

Dabei waren die Isländer in der Sturlungen-Zeit eigentlich vergleichsweise wohlhabend gewesen. Die mächtigsten Familien hatten Reichtümer angesammelt, es gab ein beträchtliches kulturelles Leben und regen Austausch mit dem Ausland. Trotz seiner abgeschiedenen Lage mitten im Meer, war Island nicht vollkommen isoliert. Immerhin hatten die Wikinger auch in Grönland und Vinland gesiedelt, und vieles weist darauf hin, dass die Sturlungen gerade durch den Handel mit Grönland gutes Geld verdient hatten. Jeden Sommer kamen Schiffe mit Walross- und Narwalzähnen, Seehundhäuten, Schneehasen- und Eisbärfellen, und die Sturlungen hatte das Glück gehabt, dass ihr Machtbereich

im Westen von Island lag – also dort, wo die Schiffe aus Grönland zuerst anlegten. Die Sturlungen wurden zum wichtigsten Zwischenhändler für den Verkauf dieser Waren nach Europa und stiegen innerhalb kurzer Zeit zur reichsten Familie von ganz Island auf, was sich zum Beispiel daran zeigt, wie viele Sturlungen ins Ausland fuhren, dort weite Reisen unternahmen und viel Geld ausgaben. Dieser Reichtum legte den Grundstein für ihre Macht.

Viele Quellen und Bücher der damaligen Zeit sind glücklicherweise bis heute erhalten: Chroniken, Lebensgeschichten von Heiligen, Bischöfen, Priestern und anderen bedeutenden Persönlichkeiten oder auch die Lebensgeschichten der norwegischen Könige, die sich in den isländischen Bürgerkrieg eingemischt haben. Doch das größte Werk dieser Zeit ist die *Saga von den Sturlungen*. Streng genommen handelt es sich dabei nicht um eine einzige Saga, sondern um verschiedene mehr oder weniger zusammenhängende Geschichten oder Bücher, die später zu einer großen Saga zusammengesetzt worden sind. Der umfangreichste Teil der *Saga von den Sturlungen* ist ein Buch des Skalden Sturla Thórdarson, einem bedeutenden Autor aus der Familie der Sturlungen, der in diesem Buch als Skalden-Sturla eine wichtige Rolle spielt. Der Teil der *Saga von den Sturlungen*, der Skalden-Sturla zugeschrieben wird, erinnert in seiner literarischen Qualität manchmal an die berühmten Sagas, was vielleicht nicht überrascht, denn es gibt viele Hinweise darauf, dass Skalden-Sturla selbst einige der berühmtesten Sagas geschrieben hat. Eine besondere Qualität bekommt die *Saga von den Sturlungen* dadurch, dass Skalden-Sturla in den Bürgerkriegsereignissen und Kämpfen, von denen er erzählt, selbst tief verstrickt war.

Doch Skalden-Sturlas Beitrag zur *Saga von den Sturlungen* ist nicht nur gute Literatur, sondern auch Geschichtsschreibung. An vielen Stellen ist ihm das Aufzählen von Fakten offenbar wichtiger gewesen als ein eleganter Erzählfluss. Viele vermuten, dass Skal-

den-Sturla seinen Teil der *Saga von den Sturlungen* aus verschiedenen anderen Berichten und Quellen zusammengesetzt hat, ähnlich einer Gerichtsakte. Es finden sich darin endlose Aufzählungen von Namen, wobei sowohl Schlüsselfiguren der Ereignisse in Island genannt werden, als auch Figuren, die kaum mehr als Beobachter oder Statisten waren. Hinzu kommen akribische Aufzählungen und Beschreibungen der Wunden, die die Männer während der Kämpfe damals erlitten hatten, die oft kaum über anatomische Beschreibungen hinausgehen. Mit geradezu dokumentarischer Genauigkeit wird aufgezählt, wer wem in welchem Kampf welchen Schaden zugefügt hatte, egal, wie groß oder klein dieser gewesen sein mag.

Kurz gesagt ist die *Saga von den Sturlungen* insgesamt eher anstrengend zu lesen, gerade im Vergleich zu den gut geschriebenen Isländer-Sagas. Nur wenige Leute machen sich die Mühe, in dieses lange, schwer lesbare und vielschichtige Werk einzusteigen.

Ich selbst habe mich vor ungefähr fünfundzwanzig Jahren daran gemacht. Ich nahm mir viel Zeit, und je besser ich die Figuren dieser Saga kennenlernte, desto mehr bekam ich das Gefühl, dass sich darin ein wunderbarer Stoff für einen Roman verbarg: Männer und Frauen wie Kakali, seine Schwester Steinvör und sein Bruder Sturla erinnerten mich an Menschen, die ich in meinem eigenen Leben kennengelernt und spannend gefunden hatte. Dennoch wollte ich nie die *Saga von den Sturlungen* nach-erzählen. Ich wollte vielmehr zeitgenössische Romane über die Figuren und Ereignissen dieser unglaublichen Zeit schreiben. In der *Saga von den Sturlungen* werden zum Beispiel alle Figuren von einem sachlich beobachtenden Erzähler beschrieben. Wir erfahren, welche Ereignisse stattfinden, erfahren aber nichts über das Innenleben der Figuren, wir erleben nicht, was sie denken, was sie fühlen. Um den Leserinnen und Lesern genau diese Perspektive zu zeigen, beschreibe ich in meinen Romanen alles aus der Sicht der handelnden Figuren. Dazu habe ich eine Form gewählt, die

mir zum ersten Mal begegnete, als ich den 1930 erschienenen Roman *Als ich im Sterben lag* des amerikanischen Literaturnobelpreisträgers William Faulkner las – in diesem Buch sieht der Erzähler alles durch die Augen seiner Charaktere, er teilt mit ihnen Leid und Freude und erzählt die ganze Geschichte aus ihrer persönlichen Perspektive.

Die Figuren der *Saga von den Sturlungen* aus dem dreizehnten Jahrhundert lernen wir nur durch ihre Worte und Taten kennen. Auf dieser Grundlage musste ich versuchen, mir vorzustellen, was das eigentlich für Menschen waren, was sie fühlten, wie sie dachten, was sie antrieb. Dabei bekam ich schnell das Gefühl, dass sie eigentlich genauso waren wie wir. Je länger ich mich mit ihnen beschäftigte, desto mehr erschien es mir als reiner Zufall, dass sie im dreizehnten Jahrhundert geboren waren und nicht, wie ich, ungefähr fünfundzwanzig Generationen später. Und obwohl die Gesellschaft, in die sie hineingeboren wurden, natürlich eine andere war als unsere, war doch im Grundsatz vieles ganz ähnlich. Die Menschen wohnten mit ihren Familien in Häusern, schliefen dort, aßen dort und verließen es, um zur Arbeit zu gehen oder ihre Nachbarn und Freunde zu treffen. Wie wir machten sie sich auf Reisen, nur dass sie eben mit Pferden und Schiffen unterwegs waren, und nicht mit Autos und Flugzeugen. Sie lachten und erzählten sich Geschichten, gaben Verse und Sprichwörter zum Besten, hatten ihre Freuden und Sorgen, liebten und hassten.

Beim Schreiben erinnerten sie mich immer wieder an Menschen aus meiner Gegenwart. So habe ich zum Beispiel bei der Beschreibung der berühmten Skaldendichter aus der damaligen Zeit oft an heutige Autoren gedacht, die ich selber kenne.

Eine andere Figur, die hier eine wichtige Rolle spielt, ist ein großer Manipulierer und Verräter namens Hrafn Oddsson. Skrupellos bricht er sein Wort, wechselt die Seiten, wann immer es ihm passt und wird doch nie dafür zur Verantwortung gezogen. Nach jedem Wortbruch schafft er es irgendwie, dass seine Zeitgenossen

ihm doch wieder glauben und vertrauen – und das in einer Zeit, in der viele Männer aus weitaus geringeren Anlässen erschlagen wurden. Als ich mich daran machte, diesen Hrafn Oddsson zu beschreiben, sah ich zuerst einen Mann mit verschlagener Miene vor mir, der mit flüsternder Stimme sprach und immer dem Blick seines Gegenübers auswich. Dann wurde mir jedoch klar, dass das nicht funktionieren konnte. So einem Mann würden schließlich alle misstrauen. Jemand, der über so lange Zeit immer wieder alle hintergehen konnte, musste vielmehr ein besonders gewinnendes Wesen haben, eine Art psychopathischen Charme.

Eine andere Schlüsselfigur namens Eyjólfur Ofsi stellte mich beim Schreiben vor besondere Probleme, weil er sich vollkommen irrational verhielt. Er legte eine solche extreme, grundlose Grausamkeit an den Tag, dass ich seine Handlungen einfach nicht nachvollziehen konnte, denn ich hatte noch nie einen solchen Menschen kennengelernt. Lange Zeit wollte es mir nicht gelingen, mich schreibend in diesen Eyjólfur Ofsi einzufühlen, dann las ich durch Zufall einen langen Artikel über die Tagebücher von Joseph Goebbels, und diese führten mich an die Figur heran.

Das sind nur einige Beispiele von vielen.

Anfangs wollte ich nur ein Buch über die Zeit der Sturlungen im dreizehnten Jahrhundert schreiben: das Buch, das in dieser Gesamtausgabe an zweiter Stelle steht, *Feindesland*. Nun sind es vier Bücher geworden, eine Tetralogie. So habe ich insgesamt fast fünfzehn Jahre mit den Ereignissen dieser lange vergangenen Zeit gelebt, habe nachgeforscht und mitgeföhlt. Es war eine lohnende, ebenso schöne wie erkenntnisreiche Zeit.

Einar Kárason, Reykjavík, im Frühjahr 2017

BUCH EINS

Zeit der Schwerter

SIGHVATUR

Als mein Sohn Sturla geboren wurde, wussten wir sofort, dass kein gewöhnlicher Mensch auf die Welt gekommen war. Denn genau in der Nacht, als meine Frau Halldóra niederkam, war meiner Mutter, die sich in einem ganz anderen Teil des Landes aufhielt, im Traum ein Bote der höheren Mächte erschienen. Und dieser Bote hatte ihr gesagt, sie habe gerade einen Enkel bekommen, der den Namen Kampfstark tragen würde. Meine Mutter war zu dieser Zeit bei meinem Bruder Snorri im Borgarfjord. Snorri schickte sofort einen Mann los, der uns von ihrem Traum berichtete, und als ich diese Nachricht hörte, besah ich mir noch einmal meinen neugeborenen Sohn. Normalerweise hielt ich mich von kleinen Kindern lieber fern – doch bei ihm war das anders. Ich spürte sofort, dass diesem Jungen eine glanzvolle Zukunft bevorstand. Ich sah es ihm einfach an, sein Gesicht strahlte eine Gelassenheit und innere Ruhe aus, wie ich sie bei einem Neugeborenen noch nie gesehen hatte. Je klarer der Blick seiner himmelblauen Augen in den nächsten Wochen und Monaten wurde, desto mehr verstärkte sich dieser Eindruck, und als er anfang zu sprechen, überraschte mich sofort, wie wortgewandt mein Junge war und wie schnell er lernte.

Meine Frau Halldóra freute sich, dass mir so viel an meinem Sohn lag – schließlich hatte sie sich oft genug darüber beschwert, dass ich mich zu wenig um Tumi kümmerte, unseren Erstgeborenen, der vor einem Jahr zur Welt gekommen war.

In den nächsten Jahren sollten den beiden noch einige Söhne und Töchter folgen. Eine Kinderschar, die vor meinen Augen

manchmal zu einer einzigen lärmenden Horde verschwamm – auch wenn ich natürlich genau wusste, wer von ihnen wer war: Da waren Kolbeinn und Kakali, doch vor allem war da meine Tochter Steinvör, aus der bestimmt einmal eine starke, durchsetzungsfähige Frau werden würde – für Steinvör konnte ich mich fast ebenso sehr begeistern wie für Sturla. Meine Frau Halldóra fand das ehrlich gesagt nicht immer gut. Sie warf mir vor, ständig auf Sturlas Seite zu sein, wenn es Streit zwischen den Kindern gab. Sie sagte, für mich gebe es immer nur Sturla, Sturla, Sturla, während ich Tumi, den Erstgeborenen, derart ignorierte, dass er immer verstockter und aufsässiger wurde. Ich hatte Halldóra nicht widersprochen, das hätte sowieso nichts gebracht. Doch im Stillen fragte ich mich, wie man zu einem so unzugänglichen Kind wie Tumi bitte schön eine vernünftige Beziehung aufbauen sollte. Mein lieber Sturla, der war ganz anders, das hatte ich von Anfang an gesehen, und es zeigte sich mit jedem Jahr deutlicher. Er hatte das Zeug dazu, einer der mächtigsten Männer unseres Bezirks zu werden, wenn nicht sogar des ganzen Landes. Er war geboren, um zu führen. Sturla würde wichtige Ämter von meinem Bruder Snorri übernehmen und das Familienoberhaupt aller Sturlungen werden. Mit einem Nachkommen wie Sturla würde ich nicht mehr länger im Schatten von Snorri stehen, obwohl er so ein einflussreicher Mann, so ein berühmter Dichter und Skalde war.

Deswegen kann ich einfach nicht begreifen, warum es einen derartigen Flächenbrand ausgelöst hat, als mein Sohn Sturla schließlich nach dieser Macht gegriffen hat. Warum ausgerechnet auf seine Taten ein solches Blutvergießen gefolgt ist, dass ich heute befürchte, uns droht bald ein Bürgerkrieg, der das ganze Land verwüsten wird.

STURLA SIGHVATSSON

Soweit ich mich erinnern kann, haben mein Vater und ich uns nur einmal gestritten. Das war vor einigen Jahren gewesen, kurz nachdem wir in den Eyjafjord gezogen waren, weil Vater dort Gode werden sollte, also der mächtigste Mann im ganzen Bezirk. Es gab einige einheimische Großbauern, die nicht akzeptieren wollten, dass jetzt ein Zugezogener hier das Sagen haben sollte, und meinem Vater die kalte Schulter zeigten, doch die beruhigten sich bald. Schon kurze Zeit später zweifelte niemand mehr daran, wer der mächtigste Mann des Eyjafjords war.

Ich hatte kurz nach unserem Umzug erfahren, dass in unserer neuen Heimat ein Bauer namens Thorvardur lebte, der ein sehr kostbares Schwert besaß. Es wurde ganz unbescheiden *Panzerbeißer* genannt. Die Leute erzählten sich, wie oft mit diesem Schwert schon gekämpft und getötet worden sei, es habe ursprünglich einem Söldner gehört, der Teil der berühmten Warägergarde gewesen sei, in Konstantinopel, dieser riesigen Stadt im Süden aller Länder. Wieso sich dieses Schwert jetzt auf einem Bauernhof im Eyjafjord befand, wusste jedoch niemand. Bauer Thorvardur galt nicht gerade als großer Held – er war eher dafür bekannt, auf Schwächeren herumzut trampeln und gegenüber Höhergestellten zu buckeln. Wie dem auch sei, ich brauchte dieses Schwert! Das war eindeutig die Waffe eines Anführers. Also hatte ich Thorvardur gefragt, ob er mir das Schwert nicht verkaufen oder zumindest einmal leihen würde. Ich war gerade mit meinem Vater unterwegs gewesen, und Thorvardur hatte sich während unseres Gesprächs dementsprechend unterwürfig ge-

zeigt, hatte mein Anliegen freundlich aufgenommen und mit sanfter Stimme gesagt, ich solle einfach kommen und das Schwert in Empfang nehmen, wann immer es mir passe.

Das ließ ich mir nicht zweimal sagen. Gleich am ersten Sommertag des Jahres ritt ich mit zwei meiner jüngeren Brüder, Kolbeinn und Kakali, zu Thorvardurs Hof. Wir erreichten den Hofplatz, doch als wir an die Tür klopfen, machte niemand auf. Also öffnete ich sie vorsichtig. Wir traten über die Schwelle, während ich immer wieder nach Thorvardur rief. Doch obwohl wir im Haus Stimmen hörten, kam niemand, um uns zu empfangen, wir standen da wie bestellt und nicht abgeholt. Langsam wurde mir die Sache vor meinen jüngeren Brüdern peinlich, also ging ich weiter in das Haus hinein und stand bald mitten in der Wohnstube, genau vor dem Schlafplatz des Hausherrn. Darüber hing das Schwert. Ich nahm es von der Wand herunter, trug es hinaus auf den Hofplatz und zeigte es meinen Brüdern, die es bewundernd betrachteten. Die Sommersonne glänzte auf der Klinge. Ich nahm das Schwert in beide Hände und tat einige Hiebe gegen einen unsichtbaren Gegner, um das Heulen zu hören, mit dem die Klinge die Luft durchschnitt. Plötzlich hörte ich eilige Schritte hinter mir, lautes Schimpfen und Gebrüll. Ich erkannte die Stimme von Thorvardur, doch bevor ich reagieren konnte, hatte der Hausherr mich auch schon von hinten angesprungen und auf den Hofplatz geworfen. Das Schwert fiel mir aus der Hand, der Hausherr griff es und baute sich mit drohendem Blick über mir auf. Inzwischen waren andere Leute hinzugekommen, sie wollten mich am Aufstehen hindern, schafften es aber nicht. Als ich wieder stand, klopfte ich mir zuerst den Dreck von meiner Kleidung. Meine Brüder, die ja fast noch Kinder waren, standen mit erschrockenen Gesichtern neben mir, und Thorvardur überschüttete uns mit Beschimpfungen, das meiste bekam ich ab: Was mir denn einfiel, einfach in sein Heim einzudringen, nur weil ich der Sohn des Mannes sei, der hier zufällig an die Macht gekommen war,

obwohl er nicht einmal aus der Gegend kam? In seinen Augen sei ich nur ein nassforscher Emporkömmling, meine Brüder elende Feiglinge und so weiter und so weiter. Ich versuchte seine Tiraden zu stoppen, um ihm zu erklären, dass ich keinesfalls ungela-den gekommen sei, sondern dass er mich selbst eingeladen hatte. Und dass ich geklopft und gerufen habe, um mich bemerkbar zu machen! Als er keine Ruhe gab, packte ich ihn, damit er mir endlich zuhörte, doch das machte Thorvardur nur noch wütender, er schlug nach mir, erhob das Schwert und schrie: »Willst du mich etwa angreifen?«

Ich bekam Angst, dass er mit dem berühmten Schwert nach mir schlagen würde, zog in Windeseile meine Axt und dann war ich wohl einfach schneller gewesen als er, auf jeden Fall traf meine Axt ihn zuerst. Er fiel leblos zu Boden.

Um uns herum brach Geschrei aus. Meine Brüder und ich sprangen so schnell wir konnten auf die Pferde und ritten hastig davon, ritten immer weiter und sprachen kein einziges Wort. Wir waren schon fast zu Hause, da wollte ich plötzlich nicht mehr weiter. Irgendwie traute ich mich nicht auf unseren Hof, also schickte ich meine Brüder voraus – ritt allein auf eine unserer Außenweiden und schaute nach den Pferden. Dort stand eine Stute, die bald gebären würde, doch es war noch nichts geschehen, also machte ich mich nach einer Weile wohl oder übel doch auf den Heimweg.

Schon von Weitem sah ich, dass mein Vater auf unserem Hofplatz stand und umringt war von aufgebrauchten Männern, die auf ihn einredeten. Einer von ihnen hatte einen Wundverband um den Kopf – es war Thorvardur! Offenbar hatte ich die Axt so gezogen, dass ich ihn nur mit der stumpfen Rückseite getroffen hatte, nicht mit der scharfen Schneide, die ihm auf jeden Fall den Schädel gespalten hätte.

Als mein Vater mich sah, rief er mich zu sich und fasste die Vorwürfe der Gekommenen kurz zusammen: Ich sei unange-

kündigt in den Hof eingedrungen, hätte dreist und ohne Erlaubnis das Schwert genommen und dann auch noch einen der besten Bauern des Bezirks bewusstlos geschlagen. Bevor ich auch nur zwei Worte zu meiner Verteidigung sagen konnte, brüllte er, ich sei eine Schande für die ganze Sturlungen-Familie, ein verzogenes Söhnchen, das nichts könne, außer Unruhe zu stiften, doch damit sei es nun aus und vorbei, er würde mir schon Zucht und Ordnung beibringen und das nicht zu knapp. Ich wich erschrocken zurück und bekam kein Wort heraus. Ich hatte Vater noch nie so schlimme Worte über mich sagen hören, und dann auch noch vor all diesen Fremden, die im Laufe seiner Schimpftirade offenbar immer zufriedener geworden waren, sich bald darauf mit höflichsten Grußformeln verabschiedeten und besänftigt davonritten.

Ich blieb zurück, gedemütigt wie ein geprügelter Knecht – sogar meine jüngeren Brüder, die immer zu mir aufgesehen hatten und mir gefolgt waren wie einem echten Anführer, hatten alles mitbekommen. Auch Tumi, mein älterer Bruder, stand draußen auf dem Hof, er hatte zugehört und grinste hämisch. Das alles anzusehen, musste ihm ein reines Vergnügen sein, schließlich hatte er sich oft genug darüber beschwert, dass mein Vater mich immer bevorzugte, nun war ich zu allen anderen in den Dreck gestoßen worden.

Ich dachte, ich könnte nie wieder glücklich werden. Überlegte, meine Sachen zu packen und fortzugehen, um nie wieder ein Wort mit meinem Vater sprechen zu müssen. Zum Abendessen ging ich nicht.

Als ich mich später am Abend auf den Gang schlich, hörte ich auf einmal die Stimme meines Vaters. Er hatte auf mich gewartet: »Komm mal kurz her, mein Lieber. Ich will mit dir reden.«

Eigentlich hatte ich mir fest vorgenommen, wortlos an ihm vorbeizugehen, doch seine Stimme klang auf einmal so freundlich, dass mein Zorn von einer Sekunde auf die andere verpuffte, und im nächsten Moment führten wir bereits ein vertrautes Ge-

spräch. Oder besser gesagt, mein Vater sprach: Er bat mich inständig darum, diese ganze Geschichte einfach zu vergessen. Er habe mich beschimpfen müssen, um dieses aufdringliche Pack mit seinen lächerlichen Anschuldigungen so schnell wie möglich loszuwerden. Dabei sei er sich sicher, dass dieser Streit mit Thorvardur nicht meine Schuld gewesen sei.

»Wir lassen uns doch nicht von diesem aufgeblasenen Sackge-
sicht unsere Freundschaft verderben, oder?! Gut, dass du diesen
Kuhfladen umgehauen hast, was anderes hat der gar nicht ver-
dient. Was fällt dem eigentlich ein, meine Söhne Feiglinge zu
nennen?!«

Das hatte mein Vater gesagt. Und wir waren wieder Freunde
gewesen. So wie wir es immer gewesen waren.

SIGHVATUR

Viele Leute meinen, die Zwietracht, die seit einiger Zeit in unserer großen Familie herrschte, käme daher, dass ich Sturla Zeit seines Lebens gegenüber seinem älteren Bruder Tumi bevorzugt hätte. Doch das glaube ich nicht.

Ich hatte jedenfalls entschieden, dass Sturla das Amt des Goden in den westlichen Tälern übernehmen sollte. Dieses Amt wurde seit langer Zeit von uns Sturlungen besetzt, und als ich einen neuen Goden ernennen musste, ist Sturla bereits ein erwachsener Mann gewesen. Ich hielt das für sinnvoll, für zwingend notwendig sogar – und doch hatte nichts in unserer Familie so viel Zwietracht gesät wie diese von mir für so selbstverständlich gehaltene Entscheidung. Danach lief alles aus dem Ruder. Als mein ältester Sohn davon erfuhr, stürmte er wutentbrannt aus der Tür und sprach kein Wort mehr mit mir. Und nicht nur bei mir zu Hause gab es Ärger, auch meine Brüder schäumten vor Wut. Mein Bruder Snorri stieß die wüstesten Drohungen aus und zog unseren Bruder Thórdur auf seine Seite, den Goden von Snæfellsnes, der eigentlich weithin für seine Friedfertigkeit bekannt war. Wie wir Brüder eigentlich alle.

Ich möchte betonen, dass es mein gutes Recht war, den neuen Goden in den westlichen Tälern zu ernennen. So hatte unser Vater es bestimmt. Thórdur, der älteste von uns Brüdern, hatte die fruchtbaren Ländereien sowie das Godenamnt auf Snæfellsnes bekommen und herrschte dort über viele Menschen. Und über die Reichtümer und ehrenvollen Ämter, die mein jüngerer Bruder Snorri, der Dichter und Skalde, bekommen hatte, braucht

man gar nicht zu reden. Das Gebiet, das ich hingegen bekommen hatte, tja, das waren die westlichen Täler, über die irgendetwas mal gesagt hat, es seien »darbende Landstriche«. Deshalb konnte ich natürlich nicht Nein sagen, als ich einige Jahre später von den Bauern in Nordisland gebeten wurde, in den Eyjafjord zu ziehen und Oberhaupt ihres reichen Bezirks zu werden. Wir zogen also um. Das hatte allerdings zur Folge, dass ich meinem Godenamt in den westlichen Tälern bald nicht mehr wirklich gerecht werden konnte. Anfangs lief es noch ganz gut, weil meine Stellvertreter vor Ort mir viele Entscheidungen abnahmen, aber letztendlich musste ich doch zu oft zwischen den beiden nicht gerade nahe beieinander liegenden Bezirken hin- und herreisen. Als ich langsam älter wurde, das beschwerliche Reiten nicht mehr gut vertrug und auch der Elan meiner Stellvertreter nachließ, war es mein gutes Recht gewesen, das Godenamt für die westlichen Täler demjenigen meiner Söhne zu übertragen, den ich für den Geeignetsten hielt – das war sogar meine Pflicht gewesen.

Doch nun sprach mein Erstgeborener nicht mehr mit mir, meine Brüder schäumten vor Wut und meine Frau Halldóra las mir ordentlich die Leviten. Ich könne Sturla nicht alles geben und die anderen völlig übergehen, schon gar nicht unseren Erstgeborenen Tumi. Damit, dass ich auch für Tumis Zukunft einen Plan hatte, rechnete offenbar keiner. Ich konnte noch nichts Konkretes dazu sagen, doch schon bald würden alle sehen, dass ich für ihn vielleicht sogar etwas viel Besseres im Sinn hatte als die »darbenden Landstriche«, in denen ich Sturla als Goden eingesetzt hatte.

Und es gab noch etwas anderes, das ich nicht laut sagen durfte. Dass Sturla nämlich wirklich viel besser als Tumi geeignet war, das ehrenvolle Godenamt in den westlichen Tälern, das wir Sturlungen seit der Generation meines Großvaters innehatten, zu besetzen. Sturla war geboren, um zu führen, das konnte niemand bestreiten. Tumi hatte nie Leute für sich gewinnen können, dazu

war er zu verschlossen und zu launisch. Sturla hingegen wurde in den westlichen Tälern sofort geliebt, er zog Hilfsbereitschaft und Wohlwollen geradezu an – ganz wie ich es erwartet hatte.

STEINVÖR SIGHVATSDÓTTIR

Seit ich denken kann, hat mein großer Bruder Tumi immer irgendwie armselig und unglücklich ausgesehen. Wir ältesten drei Geschwister, Tumi, Sturla und ich, waren oft zusammen gewesen. Wir hatten gemeinsam gespielt, was manchmal schwierig war, weil Tumi immer so aufbrausend und schnell beleidigt war, ganz im Gegensatz zu dem immer ausgeglichenen Sturla. In dessen freundlichem Gesicht, in seinen blauen Augen, schien ein unendliches Selbstvertrauen zu liegen, die unerschütterliche Gewissheit, dass er in allem der Beste war – eine Gewissheit, die er Tumi manchmal unangenehm deutlich spüren ließ. Dabei war doch Tumi eigentlich der große Bruder.

Sturla konnte sich bei uns zu Hause alles erlauben. Am Esstisch hatte er zum Beispiel als Einziger seinen festen Platz, ganz in der Mitte der langen Bank, die direkt an der Wand stand, sodass eine Menge Leute aufstehen mussten, um ihn rauszulassen. Man könnte vielleicht denken, dass es unbequem war, so eingeklemmt zu sitzen, doch nicht für Sturla. Denn er musste sich keineswegs andauernd raus- und reindrängen – er ließ sich einfach bedienen! Sturla hatte seinen Platz selbst zum Ehrenplatz gemacht; denn es konnte nun wirklich keiner erwarten, dass er etwas holte, das auf dem Tisch fehlte, oder nach dem Essen beim Abräumen half. Er könne nicht mithelfen, er komme hier einfach nicht raus, hatte er immer wieder gesagt und dazu dieses Lächeln aufgesetzt, das uns andere Kinder rasend machte. Tumi trieb das manchmal zur Weißglut – er war schließlich derjenige, der auf diesem Ehrenplatz sitzen sollte, doch es gelang ihm beim besten Willen nicht,

Sturla zu vertreiben. Tumi war der Erstgeborene, hatte aber nie gelernt, sich wie einer zu verhalten. Wenn er es doch einmal versuchte, ließ Sturla ihn mit humorvollen Sticheleien auflaufen und die jüngeren Geschwister hielten zu Sturla und lachten, wenn er Witze auf Tumis Kosten machte. Wenn Tumi daraufhin beleidigt war, blickte Sturla ihn nur fragend aus seinen blauen Augen an: Was hatte der nur? Ich unternahm nichts. Mutter wies Sturla manchmal zurecht, sagte, er solle seine Geschwister nicht ärgern, woraufhin dieser uns einen Blick zuwarf, den wir sofort verstanden und ganz verduzt taten: Sturla hatte doch gar nichts gemacht. Mutter fügte dann meistens hinzu, sie habe gemeint, er solle seinen älteren Bruder nicht ärgern, doch das klang oft nur noch halbherzig mahnend und verlief letztlich im Sande. Manchmal sagte Mutter dann noch, Sturla solle helfen, den Tisch zu decken, wie die anderen Kinder auch. Sie versuchte, dabei möglichst streng zu klingen, doch Sturla half einfach nicht, außer die wenigen Male, als er es selbst beschlossen hatte.

Vater schimpfte nie mit Sturla, er versuchte es höchstens mal mit freundlichen Ermahnungen, die eher wie Witze klangen, sodass sie nicht selten beide darüber lachen mussten. Sturla brachte Vater oft zum Lachen. Vater konnte sich nicht einmal ein Grinsen verkneifen, wenn Sturla Tumi beim Essen ärgerte, und uns Geschwistern ging es ehrlich gesagt ähnlich.

Aber auch wenn Sturla diese unglaubliche Selbstsicherheit – um nicht zu sagen Selbstzufriedenheit – ausstrahlte, hatte er doch seine Schwächen. Er gab zum Beispiel überraschend schnell auf, wenn er in Schwierigkeiten oder Gefahr geriet. Einmal liefen wir Kinder auf der Hochebene in dichten Nebel hinein und wussten plötzlich nicht mehr, wo wir waren. Sturla und ich hatten zwei der kleinen Brüder dabei, Kolbeinn und Kakali, und wir mussten uns bald eingestehen, dass wir im Kreis liefen. Als wir zum dritten Mal an ein und derselben Stelle vorbeikamen, wurde es langsam dunkel, es fing an zu regnen und uns wurde kalt. Wir waren müde und

hatten Hunger, wir mussten so schnell wie möglich nach Hause finden, keine Frage. Doch was tat Sturla? Er ließ sich einfach auf den Boden fallen. Setzte sich hin, legte seinen Umhang ab. Als ich fragte, ob wir nicht weitermüssten, sagte er nur: »Das bringt doch nichts. Wir gehen im Kreis. Das bringt doch alles nichts.« Er sah mich an und sprach mit einer Stimme, die ich sonst nur von unserem Vater kannte, wenn er diese Momente durchlebte, in denen ihm alles hoffnungslos erschien, sinnlos und ohne Wert. Ich dachte schon, Sturla würde nie wieder aufstehen, sondern einfach darauf warten, dass ... Ja, worauf eigentlich? Dass uns jemand fand? Dass es noch kälter und dunkler wurde? Dass wir erfroren? Ich versuchte mich zu orientieren, irgendeinen Trampelpfad zu finden oder etwas, das mir bekannt vorkam. Schließlich war es Kakali, er konnte damals kaum älter als neun Jahre alt gewesen sein, der einen Bach entdeckte. Wir waren gerettet, schließlich musste dieser Bach ja hinunter ins Tal fließen, wir brauchten ihm also nur zu folgen und fanden auch wirklich bald nach Hause. Ein anderes Mal hatten wir in einem abgelegenen, halb verfallenen Schuppen mit Feuer gespielt und plötzlich stand alles um uns herum in Flammen. Sobald etwas gefährlich erschien, verlor Sturla den Mut. Ich war viel mutiger als er und manche der jüngeren Brüder auch, Kakali zum Beispiel, der hatte vor gar nichts Angst.

Doch auch aus dieser Schwäche Sturlas konnte Tumi keinen Nutzen ziehen. Er kam an seinem kleinen Bruder einfach nicht vorbei. Als Vater dann auch noch erlaubte, dass Sturla die schöne Solveig aus dem südisländischen Oddi heiratete – ich sollte später ihren Bruder Hálfdan zum Mann bekommen – ging endgültig etwas in Tumi kaputt. Er war nämlich selbst in die schöne Solveig verliebt gewesen. Er hatte sie kennengelernt, als Vater ihn und Sturla zum ersten Mal auf eine Thing-Versammlung mitgenommen hatte, und konnte seitdem an kein anderes Mädchen mehr denken.

Dann bekam Sturla von Vater auch noch das Godenamt in den westlichen Tälern zugesprochen. Nicht Tumi. Das Maß war voll.

In letzter Zeit höre ich manchmal, wie Vater zu Mutter sagt, er müsse das Tumi gegenüber irgendwie ausgleichen. Und was ist mit mir? Ich bin auch nirgendwo Gode geworden. Frauen werden so etwas nie. Und es ist auch nie die Rede davon, dass man mir gegenüber etwas ausgleichen müsste.

SKALDEN-STURLA

Ich war damals noch sehr jung gewesen, erst acht Jahre alt. Die Männer hatten über Dinge gesprochen, die nicht für meine Ohren bestimmt waren. Dinge, die ich nicht verstand und die mich eigentlich auch gar nicht interessierten. Und doch werde ich diesen Tag in der Schreibstube von Snorri Sturluson auf Reykholt niemals vergessen. Ich erinnere mich an jeden Gesichtsausdruck und jedes Wort, das gesprochen wurde. Ich weiß noch wie heute, wo wer gesessen oder gestanden hat.

Man hatte mir erlaubt, in der Schreibstube ein wenig vor mich hin zu basteln, solange ich nichts anfasste und die Erwachsenen nicht bei der Arbeit störte. Snorri selbst arbeitete gerade mit zwei Gehilfen an einem Buch, als plötzlich ein Mann hereinkam, der in der Gegend zu tun hatte. Und offenbar wollte er nicht nur die üblichen Neuigkeiten von den Nachbarhöfen weitertratschen, sondern hatte Snorri eine wichtige Mitteilung zu machen. Er drückte sich sehr umständlich aus, und doch stellte sich irgendwann heraus, dass mein Cousin Sturla Sighvatsson sich mit einer Frau verlobt hatte, und zwar mit keiner Geringeren als der schönen Solveig aus dem südisländischen Oddi. Ich erinnere mich noch ganz genau daran, wie alle Anwesenden plötzlich erstarrten, als sie das hörten. Niemand traute sich, etwas zu sagen, alle warfen Snorri nervöse Blicke zu, denn sie wussten, dass diese Nachricht dem großen Skalden und Anführer nicht gefallen konnte. Später erfuhr ich, dass außer mir alle im Raum gewusst hatten, dass Snorri selbst ein Auge auf die schöne Solveig geworfen hatte. Er hatte in letzter Zeit immer häufiger und mit immer fadenscheini-

geren Begründungen ihren Hof besucht, und es war allen aufgefallen, wie gerne er mit ihr sprach. Und über sie. Doch nun musste er hören, dass Sturla Sighvatsson sie heiraten würde. Sein eigener Neffe! Ich weiß noch genau, wie blass Snorri wurde, wie sonderbar angespannt und hart seine Gesichtszüge auf einmal wirkten, als müsste er alle Kraft aufwenden, um die Fassung nicht zu verlieren.

Als der Besucher dann auch noch erzählte, dass Sighvatur seinem Sohn Sturla das Amt des Goden in den westlichen Tälern übertragen hatte, platzte Snorri vor Wut. Ich hatte ihn noch nie zuvor richtig wütend gesehen, und es war auch danach nie wieder vorgekommen. Deshalb ist mir dieser Tag wahrscheinlich so gut im Gedächtnis geblieben – den geliebten Onkel so dermaßen aus der Haut fahren zu sehen, war für einen achtjährigen Jungen ein ziemliches Ereignis. Ich beobachtete ihn mit einer Mischung aus Spannung und Furcht. Er schlug mit der Hand so kräftig auf sein Pult, dass die Tintenfässchen durcheinanderflogen, fegte Pergamentbögen zu Boden, warf einen Stuhl durch den Raum und schrie, bis er blau wurde. Er brüllte so laut, dass seine Stimme sich in einem schrillen Kreischen überschlug, das ich noch nie von ihm gehört hatte. Von überhaupt niemandem jemals gehört hatte. Er schimpfte über seinen Neffen Sturla, diesen verhätschelten, hochnäsigen Aufschneider und Tunichtgut – eine ganze Flutwelle von Schmähungen brach aus ihm heraus, an die sich nahtlos eine Abrechnung mit seinem Bruder Sighvatur anschloss, diesem alten Trottel, der seine Söhne so vergöttere, dass er sie hoffnungslos überschätze –, diesen Sturla am allermeisten. Schon immer habe Sighvatur, dieser Versager von einem Vater, seinen erstgeborenen Sohn Tumi auf das Schändlichste übergangen – nun habe er ihn sogar um das betrogen, was ihm von Rechts wegen zustehe, und das nur, weil er diesen hochnäsigen Gockel namens Sturla so blind vergöttere. Sicher, Sturla mochte im Vergleich zu seinen verwarzten Hofgenossen hübsch anzusehen sein,

aber hatte er jemals irgendwo auch nur einen Funken Männlichkeit gezeigt? Nein. Snorri erinnerte sich noch genau daran, wie Sighvatur diesen Sturla einmal mit auf eine Thing-Versammlung gebracht hatte. Entsetzlich! Die Gesetzesangelegenheiten, die dort besprochen worden waren, hatten Sturla einen Dreck interessiert, nicht ein einziges Mal hatte er das Wort ergriffen, um seinen Vater oder die anderen Sturlungen zu unterstützen, stattdessen sei er die ganze Zeit in bunt gefärbten Kleidern herumstolziert und allem hinterhergestiegen, das weiblichen Geschlechtes war.

Snorris Wutanfall war wie ein Sturm über uns gekommen. Ich war wie gelähmt vor Schreck, und mit diesem Gefühl war ich nicht allein – alle anderen, die in der Schreibstube dabei gewesen waren, waren bald leichenblass. Als das letzte Wort noch nicht verklungen war, stürmte Snorri türensclagend aus der Stube und ward nicht mehr gesehen. Erst viel später erfuhr ich, dass er offenbar sofort seinem Sohn Óraekja, diesem herzenguten, aber im Suff leider komplett unberechenbaren Kerl, befohlen hatte, in die westlichen Täler zu reiten, um Sturla aufs Übelste zu verleumden und möglichst viel Einfluss zu gewinnen, bevor er dort Fuß fassen konnte.

Wenig später kam Sighvatur zu Besuch. Snorri und er hatten sich eigentlich immer gemocht, aber dieses Mal sah Snorri keinen Anlass, mit seinem Bruder zu reden. Doch Sighvatur ließ sich nicht irritieren. Snorri mochte noch so wortkarg und beleidigt sein, Sighvatur tat einfach so, als ob alles wäre wie immer, er erkundigte sich zum Beispiel nach einem prächtigen Hengst, der ihm auf dem Hofplatz aufgefallen war, denn über Pferde hatten die Brüder immer gerne geredet. Nun wollte Snorri auf der einen Seite seinem Bruder die kalte Schulter zeigen, auf der anderen Seite wollte er aber auf keinen Fall die Gelegenheit versäumen, mit seinen Pferden zu prahlen. Am nächsten Tag bat Sighvatur seinen Bruder dann darum, dass sie gemeinsam in die Schreib-

stube gingen, und ließ sich dort die Bücher zeigen, die Snorri und seine Gehilfen in letzter Zeit geschrieben hatten. Sighvatur gab einige Verse zum Besten, die er selbst gedichtet hatte und kam damit nicht schlecht an. Er konnte gut dichten, doch die seltene Gabe, mit Tinte auf Kalbshaut Geschichten zu erzählen, die war ihm nicht gegeben.

Dann war es so weit. Snorri las aus einem seiner eigenen Bücher vor. Er las aus seiner *Edda* die Geschichten über die alten Götter, erzählte von Odin, Thor, Freya, Frigg und Loki, und als Snorri bemerkte, wie gebannt Sighvatur diese Lesung verfolgte und wie begeistert er reagierte – »Haha, das ist mit Geld nicht zu bezahlen, Snorri. Herrlich!« –, konnte Snorri seinem Bruder nicht länger böse sein. Die Gespräche zwischen den beiden nahmen einen zunehmend gelösten und freundlichen Ton an, und so blieb es, bis Sighvatur abreiste.

Doch eine richtige Versöhnung dieser beiden Teile unserer großen Familie war das nicht gewesen. Das sollte sich schon bald auf furchtbare Weise zeigen.

SIGHVATUR

Als der Streit mit meinem Erstgeborenen Tumi gerade seinen Höhepunkt erreicht hatte, erhielt ich die Nachricht, dass mein Schwager Arnór, der Gode des Skagafjords, sich mit mir beraten wolle. Ich machte mich sofort reisefertig, nahm einen Knecht mit, der mich über die Hochebene von Öxnadalur begleiten sollte, und stand bald bei Arnór vor der Tür – ich war ehrlich gesagt ganz froh, für eine Weile von zu Hause fort zu sein. Arnór war zwar nicht so unterhaltsam und wortgewandt wie sein verstorbener Bruder Kolbeinn, doch wer konnte das schon von sich behaupten? Und Kolbeinn war nun einmal tot, erschlagen von einem Stein, den einer der Bettler oder Verrückten aus dem Gefolge Gudmundurs geworfen hatte – diesem Bischof, den die Leute *den Guten* nannten, weil er das Lumpenpack aus allen Landesteilen bei sich aufnahm, sodass es eine echte Plage geworden war, in der Nähe des Bischofssitzes Hólar zu wohnen. Ich nahm an, dass es das war, worüber mein Schwager Arnór mit mir reden wollte. Ich fand die Vorstellung nicht gerade verlockend, mich schon wieder mit dem Bischof anzulegen, zumal ich meine Brüder nicht noch mehr gegen mich aufbringen wollte – beide, Snorri ebenso wie Thórdur, waren gute Freunde von ihm. Thórdur hielt diesen fußlahmen Stellvertreter Gottes sogar für einen Heiligen, obwohl er sowohl uns Anführern als auch dem einfachen Volk in Nordisland das Leben ziemlich schwer machte.

Wir setzten uns also in Arnórs Wohnstube, und plötzlich kam ein hochgewachsener junger Mann auf mich zu, um mich zu begrüßen, als würden wir uns seit Ewigkeiten kennen. Als Arnór

meine Verwirrung bemerkte, lachte er und sagte: »Da siehst du mal, wie lange du nicht hier gewesen bist, wenn du ihn nicht erkennst. Das ist mein Sohn, Kolbeinn der Junge. Ist ganz schön groß und stark geworden, oder?!« Nun erkannte ich ihn natürlich sofort. Er war wirklich groß und stark geworden, hatte breite Schultern und dicke Oberarme bekommen, sein Blick war jetzt erwachsen und sehr wach.

»Ach, du bist das, kleiner Mann«, sagte ich und klopfte ihm auf den Rücken. Arnór lachte, doch der Junge lachte nicht. Er verließ einfach wieder den Raum.

»Ich bin wirklich froh, dass Kolbeinn so prächtig gewachsen ist«, sagte Arnór. »Mich verlassen langsam die Kräfte, und es gibt immer öfter Streit bei uns in der Gegend, ach was, im ganzen Land. Aber darum muss sich jetzt Kolbeinn kümmern. Ist er nicht ein vielversprechender junger Mann?«

»Ja, unsere Söhne übertreffen uns bei Weitem«, sagte ich und bekam etwas zu trinken gereicht.

Dann kam alles wie erwartet: Arnór wollte über Bischof Gudmundur reden und über das Gesindel, das dieser bei sich aufgenommen hatte. Inzwischen kamen fast täglich Leute zu Arnór, die unter der Obhut des Bischofs standen, manchmal sogar mehrere an einem Tag, darunter Tobsüchtige, Leprakranke, Huren mit Kindern und Landstreicher, die nicht selten in anderen Teilen des Landes gesucht wurden, weil sie in irgendwelche Verbrechen verwickelt waren. Diese Leute suchten nun alle Höfe in der Umgebung von Hólar heim, bettelten oder stahlen, wenn auf dem Bischofssitz die Vorräte mal knapp wurden. Keiner von ihnen arbeitete, sie zogen einfach nur dem Bischof hinterher wie die Jünger unserem Herrn Jesus Christus, nur dass sie nicht fasteten und entbehrungsreich ihr Dasein fristeten, sondern in Völlerei und Sünde lebten. Arnór sagte, er habe oft versucht, mit dem Bischof zu reden. Sie seien ja schließlich alte Bekannte aus der Zeit, als der Bischof noch ganz normaler

Priester auf Vídimýri gewesen war. Doch der Bischof gebe ihm nichts als ausweichende Antworten. Wenn Arnór sich beschwerte, dass diese Leute nicht arbeiteten, spreche der Bischof von den Lilien auf dem Felde, die auch nicht arbeiteten und doch vom Herrgott ernähret wurden, er sinniere über die Nachfolge Christi, den Heiligen Franz von Assisi oder den Heiligen Thomas von Canterbury.

»Ich sage dir, ich habe es so satt, mit diesem Mann zu reden«, sagte Arnór seufzend. »Ich bin es einfach leid.«

»Was willst du tun?«, fragte ich.

Arnór antwortete mit einem erneuten Seufzer: »Ich weiß, dass wir das schon einmal ohne Erfolg versucht haben, und es uns auch dieses Mal wieder in Schwierigkeiten bringen kann, aber ich finde, wir nordisländischen Anführer sollten unsere Männer bewaffnen und dieses Pack vertreiben. Sollen die doch alle dahin zurückgehen, wo sie hergekommen sind, dann soll jeder Bezirk die eigenen armen Schlucker versorgen. Es geht doch nicht, dass wir die alle an der Backe haben.«

»Aber kommen die nicht sofort wieder hierher zurück?«, fragte ich. »Zurück zu ihrem *guten* Bischof?«

»Na ja«, sagte Arnór. »Nicht, wenn wir den Bischof auch vertreiben. Wir haben nun wirklich lange genug versucht, uns damit zu arrangieren, dass er hier auf Hólar lebt. Er müsste halt irgendwohin, wo er keine große Landwirtschaft hat und nicht so viele Leute ernähren kann. Am besten auf eine Insel.«

»Das klingt gar nicht so schlecht. Aber dann müssten wir einen fähigen Mann finden, der den Bischofssitz besetzt, oder?«, fragte ich. »Für den Fall, dass das Pack trotzdem zurückkommt ...«

»Gewiss«, sagte Arnór, der sichtlich froh war, dass ich die Sache nicht sofort für Schwachsinn erklärt hatte. Wobei er offenbar tatsächlich noch nicht bedacht hatte, dass wir ja an Stelle des Guten Bischofs jemand anderen auf Hólar einsetzen mussten. In diesem Augenblick wurde mir klar, dass ich vielleicht gerade die Lösung

für meinen Streit mit Tumi gefunden hatte. Eine Möglichkeit, meinen Erstgeborenen dafür zu entschädigen, dass ich Sturla die westlichen Täler gegeben hatte, hatte sich aufgetan. Vielleicht hatte ich für Tumi gerade einen Hof und eine Stellung gefunden, die jedem Anführer zur Ehre gereichen würde.

BISCHOF GUDMUNDUR DER GUTE

Was muss ich elender Erdenwurm, ich bescheidener Arbeiter im Weinberg des Herrn, nicht alles erleiden. Seit ich lebe, lebe ich in Pein. In Leid und in Schmerz, den mir die ignoranten Menschenkinder ebenso bereiten wie die Gewalten der Natur. Nie werde ich vergessen, wie ich an der westlichen Küste mit meinem Mündel Ingimund einmal in schwere Seenot geraten. Die wütenden Wogen hatten unser Schiff an Land geworfen, wo es derart zerbarst, dass ein zersplittertes Dollbord mir das rechte Bein so zertrümmert, dass der Knochen wie zu Sand zermahlen und die Zehen so verdreht waren, dass sie dorthin wiesen, wo sonst die Ferse war. Und da sich in der Gegend kein heilkundiger Mensch gefunden, ward das Bein mit nur wenig Kunstfertigkeit geschient, und niemand vermochte etwas dagegen zu tun, dass Teile des zersplitterten Knochens aus dem Bein herausgeragt und die Ferse weiterhin nach vorne gestanden. Und doch wuchs alles so gut zusammen, dass meine Pein im nächsten Frühjahr unbeschreiblich ward, als kunstfertigere Männer sich daran gemacht, den Fuß in die richtige Richtung zu drehen, und mir dazu abermals alle Knochen brechen mussten. Seitdem kann ich sie nachfühlen, die Pein, die unser Erlöser unter der Geißel, den Backenstreichen und der Dornenkrone erlitten, unter dem schweren Kreuz, das er selbst getragen, bis er endlich daran geschlagen ward. Die Schläge der Menschen habe ich in all den Jahren, in denen ich meinem Herrgott und Schöpfer als Bischof diene, nur zu gut kennengelernt. Die Unwissenheit und Boshaftigkeit der Menschen ist ein ständiger Begleiter auf meinem steilen, steinigen Weg. Einmal bin ich an

einen Hof gekommen, um dort einen Brunnen zu weihen, und als ich Unwürdiger die Zeremonie vorgenommen, haben sich einige Spaßvögel entblößt und ihr Wasser abgeschlagen. In den Brunnen! Dazu riefen sie, die göttlichen Kräfte dieser Weihe würden doch wohl stark genug sein, um den Brunnen vor ihrer frevelhaften Tat zu schützen, sonst hätte man ihn ja nicht weihen müssen. Und als ich ein anderes Mal zur Fastenzeit dem Beispiel unseres Erlösers und vieler Heiliger gefolgt und Hunger und Entbehrungen aller Art auf mich genommen, bewunderten die Leute mich nicht etwa für meinen heiß empfundenen Glauben, nein, sie ergötzen sich daran und flüsterten sich zu, ich habe schon immer zur Übertreibung geneigt.

Die schwerste aller Prüfungen ward mir jedoch von unserem Herrgott auferlegt, als ich die Ausgestoßenen und Aussätzigen bei mir aufgenommen, anstatt sie zu vertreiben. Wir sind doch alle Kinder Gottes, auch die Gefallenen, die in Sünde lebenden Frauen, die Alten, Tobenden, Lahmen, Siechenden. Die Vorhersehung hat es so gewollt, dass diese Menschen mich aufsuchten und mir folgen wollen wie dem Erlöser selbst. Die Anführer dieses Landes sind mit weltlichen Gaben so reich gesegnet, ihre Kinder ergehen sich in Trägheit und Müßiggang, und doch haben sie es für ziemlich gehalten, einen Kriegszug gegen mich anzustrengen. Nur weil die Menschenkinder, die mir folgten, nicht im Schweiß ihres Angesichts gearbeitet, sondern von Almosen gelebt, darunter viele gichtgebeugte Krüppel oder solche, die von schwachem oder rasendem Geiste sind. *Wer von euch ohne Sünde ist*, sagt die Bibel. Darüber zu sinnieren stünde den Mächtigen dieses Landes gut zu Gesicht.

SOLVEIG

Ich bin nicht gern von zu Hause fortgegangen, weggezogen in die Eintönigkeit der westlichen Täler. Wir haben zu Hause nie besonders gut über die Leute, die dort leben, gesprochen. Seit ich denken kann, habe ich bei uns im Süden immer nur gehört, die Leute in den westlichen Tälern seien ruppig und ungehobelt, ähnlich wie die Leute aus dem Breiten Fjord, ja, eigentlich wie überhaupt alle Westisländer. Egal, ob das nun stimmt oder nicht, die Leute in Südisland haben das immer behauptet, und sie sind nun einmal meine Leute. In den westlichen Tälern, den »darbenden Landstrichen«, wie manche sie nennen, gibt es kein besonderes geistiges Leben, soweit ich weiß. Zumindest nicht so wie bei uns zu Hause auf Oddi. In meiner Familie gibt es viele gelehrte, höfliche Leute, schließlich sind wir eng mit der norwegischen Königsfamilie verwandt. Bei uns in Südisland waren immer alle wohlhabend, alles war weitläufig und hell. Und obwohl wir natürlich wussten, dass die Menschen in den anderen Landesteilen sich gegenseitig überfielen und töteten, hatte bei uns immer Frieden geherrscht, über viele Menschenalter hinweg – ich hatte immer gehofft, ich müsste nie von zu Hause fortgehen.

Dementsprechend schwer war mir ums Herz, als ich dann doch Abschied nehmen musste. Von meinen liebsten Menschen, den Wegen, die ich all die Jahre gegangen war, den Vögeln, die in den Wiesen sangen, den Bergen und dem Meer, das ich in der Ferne sah. Jetzt wohne ich auf Saudafell in den westlichen Tälern. Doch Sturla ist gut zu mir. Wir haben unser erstes Kind bekommen. Und dort, wo mein Kind ist, da bin auch ich zu Hause.

STURLA SIGHVATSSON

Mein Vater Sighvatur kam uns auf Saudafell besuchen. Er traf zwar auch einige seiner Freunde hier in der Gegend, die meiste Zeit jedoch verbrachte er bei uns zu Hause. Er alberte mit seinem Enkelkind herum, plauderte mit Solveig und mir und schien alle Zeit der Welt zu haben. Bald bekam ich das Gefühl, dass ihm etwas auf dem Herzen lag, über das er sich nicht recht zu sprechen traute. Ich kannte doch meinen Vater! Also wartete ich in aller Ruhe ab, bis er mir schließlich eröffnete, dass er zusammen mit Mutters Bruder, Onkel Arnór, einen Kriegszug gegen Bischof Gudmundur den Guten und seine Leute plante. Ich sicherte ihm natürlich sofort meine Unterstützung zu, doch wurde Vater auf einmal sehr zögerlich. Irgendetwas schien ihm daran nicht zu passen.

Aber was sollte das bloß sein? Es war doch selbstverständlich, dass wir zusammenstanden, vor allem dann, wenn es um einen Kriegszug ging, wir waren doch Vater und Sohn! Was gab es da überhaupt zu bereden?

Und dann gestand mein Vater mir, dass er mich nicht dabeihaben wollte.

Ich vergaß mich. Sprang auf. Wurde laut. Ich fragte, ob wir uns fortan gar nicht mehr gegenseitig helfen würden. Ob ich dann auch nicht mehr auf ihn zählen könne, müsste ich eines Tages zu den Waffen greifen. Aber er seufzte nur und begann zu nuscheln und zu stottern und sagte nein, darum gehe es nicht.

Ich fragte, ob denn Kolbeinn der Junge bei dem Kriegszug dabei sein werde und Papa antwortete, ja, doch, gewissermaßen

schon, und plötzlich wurde mir schwarz vor Augen vor lauter Wut. Onkel Arnór kämpfte Seite an Seite mit seinem Sohn, und ich sollte meinen Vater nicht unterstützen – wie sah das denn aus?

Vater schnaufte und prustete und sagte dann, mein Bruder Tumi werde mit ihm in den Kampf ziehen. Er werde sogar einer der Anführer sein, denn es sei abgesprochen, dass Tumi sich auf Hólar niederließ, sobald der Bischof vertrieben war.

Nun konnte ich nicht einmal mehr wütend sein – mir kamen fast die Tränen. Ich hatte zwar damit gerechnet, dass auch Tumi irgendwann seinen Teil abbekommen würde, aber dass es so sehr auf meine Kosten gehen würde – das hätte ich nicht gedacht.

In Hólar standen die größten und schönsten Häuser von ganz Nordisland, und auch im Rest des Landes fiel mir kaum ein imposanterer Wohnort ein als dieser. Der Anführer, der sich dort niederließ, wurde zum mächtigsten Mann im ganzen Skagafjord, diesem bedeutenden Bezirk. Wenn mein Bruder Hólar bekam, würde er zwangsläufig die Macht meines Vaters erben, wenn es einmal so weit war. Tumi würde also ganz Nordisland beherrschen und damit der mächtigste Mann im ganzen Land sein. Ich wäre im Vergleich zu ihm nicht mehr als ein gewöhnlicher Bauer, ein Stiefelknecht.

Für mich brach eine Welt zusammen. Meine Welt!

Mein Vater konnte mir nicht einmal in die Augen schauen, während er mit mir sprach. Er strich sich über die Wangen, schnaufte und sah zu Boden, er hatte eindeutig ein schlechtes Gewissen. Zu Recht! Nach langem Schweigen sagte er, ich müsse das doch verstehen, und begann, eine große Rede zu halten, die so konfus war, dass ich mich einfach zurücklehnte und aus dem Fenster sah; das hereinscheinende Tageslicht nahm in meinen Augen alle Farben des Regenbogens an. Vater sagte wieder und wieder, er hoffe, dass alles gut verlaufen würde, er wolle doch nur das Beste für seine Söhne. Meine Sorge, dass Tumi zum mächtigsten Mann im

Skagafjord würde, bezeichnete er als grundlos. Schließlich hatten dort Arnór und seine Familie seit Generationen das Sagen, und Kolbeinn der Junge, der bald von seinem Vater Arnór die Macht übernahm, würde es nie erlauben, dass ein Zugezogener sich in seinem Machtbereich breitmachte, auch wenn der zehnmal einen so imposanten Ort wie Hólar bewohnte. So gesehen könnte Tumi sich sogar in eine ziemlich knifflige Situation bringen, wenn er sich in Hólar niederließ, schließlich musste er dann bei jedem Fehltritt die Rachlust der reizbaren Einheimischen fürchten, ganz abgesehen von einem drohenden Kirchenbann für die Vertreibung des Bischofs.

Vater schloss seine Rede mit den Worten: »Aber wir beten natürlich zu Gott, dass alles gut gehen wird.« Dann hatte er aufgehört zu schnaufen und zu prusten und sah mich endlich direkt an, als wollte er herausfinden, ob ich verstand, was er da eben gesagt hatte.

Mir fiel es wie Schuppen von den Augen. In Wahrheit brachte er Tumi in eine fast aussichtslose Lage. Eine Lage, in die er mich nie hatte bringen wollen. Mein Vater war mir so wohlgesonnen wie immer, jetzt begriff ich es! Ich tat weiterhin etwas beleidigt und so, als fühlte ich mich übergangen, was in dieser Situation vermutlich auch das Richtige war. Dann sprachen wir nicht weiter über die ganze Sache. Mein Vater widmete sich weiter seinem Enkelkind, er war einfach nur zu Gast auf unserem Hof, wie eine Hauskatze, ließ sich umsorgen und redete mit allen über Gott und die Welt, doch nur halbernst, wie im Scherz. Und als er sich drei Tage später auf den Heimweg machte, waren wir vollkommen versöhnt. Wir küssten uns zum Abschied. Wie immer.

Erst nachdem er fort war, bekam ich ein schlechtes Gewissen. Schließlich wusste ich jetzt, in welche Schwierigkeiten Tumi wahrscheinlich geraten würde, so reizbar und rüpelhaft wie er nun einmal war.

SIGHVATUR

Der Morgen brach gerade erst an, als ich schon mit meinen Leuten auf den Hofplatz von Arnór, dem Goden im Skagafjord, ritt. So hatten wir es verabredet. Von meinen Söhnen war nur Tumi dabei. Nach all den Jahren, in denen ich mich mit ihm mehr gestritten hatte als mit jedem anderen meiner Söhne, hatte ich ihm nun eröffnet, dass ich ihn dafür vorgesehen hatte, den großartigen Bischofssitz Hólar zu beziehen. Ich hatte das auch meiner Frau gesagt, damit Tumi mir überhaupt glaubte, dass ich es ernst meinte. Falls diese Leute, die sich dort zusammengerottet hatten, nicht widerstandslos fortzogen, wäre endgültig bewiesen, dass man den Bischof hier nicht mehr dulden konnte. Dann würden wir dieses zwielichtige Gesindel einfach vertreiben und den Bischof gleich mit. Tumi würde den Hof übernehmen, um ihn verteidigen zu können, falls jemand zurückkäme. Tumi war hoffnungsvoll und freute sich, zeigte das mir gegenüber aber nicht. Er war aufsässig und schroff wie eh und je. Er hatte sich nicht einmal bedankt, aber das war in Ordnung. Wir waren insgesamt bestimmt einhundert Mann, meine treuesten Freunde aus dem Eyjafjord waren dabei, und auch Tumi hatte »seine Leute« mitgebracht, seine Freunde und Trinkkumpanen, unter denen nicht wenige in der ganzen Gegend als Unruhestifter und Schläger bekannt waren. Arnórs Männer, die uns ebenfalls begleiteten, waren auch nicht gerade harmlos, allen voran sein Sohn Kolbeinn der Junge, der unser Vorhaben wirklich sehr ernst nahm; er saß groß und aufrecht auf seinem Pferd, mit Streitaxt und Schwert ausgerüstet, den Schild an den Knauf seines Sattels gebunden, und

blickte konzentriert und verbissen in die Gegend. Vielleicht war er auch nur wütend – auf jeden Fall war es ein bisschen albern, wie er versuchte, mit seinem Jungengesicht diese Feldherrenmiene aufzusetzen.

Wir ritten in ruhigem Tempo Richtung Hólar. Arnór und ich ganz vorne. Ich bestreite nicht, dass ich ein mulmiges Gefühl hatte, schließlich griffen wir einen heiligen Ort an und geweihte Diener der Kirche. Doch konnte es so nicht weitergehen, das war auch klar. Andererseits wusste ich auch, was ich mir von meinen Brüdern Snorri und Thórdur anhören müsste, falls diese Aktion außer Kontrolle geriet und es Verletzte oder gar Tote gab. Meine Brüder würden sagen, dass Gott mich dafür strafen werde, dachte ich, und sagte Arnór, dass wir auf keinen Fall mehr Gewalt anwenden durften, als unbedingt nötig war. Arnór war derselben Meinung.

»Wir sollten behutsam vorgehen«, sagte er, woraufhin wir unseren Männern einschärften, äußerst vorsichtig zu sein. Danach war ich ein wenig beruhigt. Ich wollte auch meinem Sohn Tumi noch einmal sagen, dass absolute Vorsicht geboten war, doch er ritt weiter hinten, war umgeben von seinen Männern, und der Ausdruck auf seinem Gesicht ließ mich daran zweifeln, dass er offen für Ratschläge oder gar Befehle von seinem Vater war. Schießlich war er doch selbst ein Anführer hier. Oder hielt sich zumindest für einen.

Also blieb mir nichts anderes übrig, als auf das Beste zu hoffen.

Als wir uns dem Bischofssitz näherten, hörten wir immer lauterer Rufen und Geschrei. Fußlahme fuchtelten mit ihren Krücken in der Luft herum und brüllten uns an. Wir machten am Rande des Hofplatzes Halt und hatten alle Hände voll zu tun, uns das Gesindel aus dem Gefolge des Bischofs vom Hals zu halten, unzählige Männer, Frauen und Kinder, die uns drohten und versuchten, uns anzuspucken und mit dem Inhalt ihrer Nachttöpfe zu begießen. Endlich kamen ein paar Männer aus der offiziellen

Leibgarde des Bischofs, Aron, Einar und andere, die ich kannte. Ich rief ihnen zu, sie sollen ihre Leute im Zaum halten, wir seien gekommen, um mit dem Bischof zu verhandeln und nicht um Streit anzufangen. Tumi sah mich mit einem Gesichtsausdruck an, der alles andere als Zustimmung signalisierte, er hatte offenbar etwas anderes erwartet. Die bischöflichen Leibwächter hoben die Hände und brachten die Leute endlich zur Ruhe, sodass ich etwas Hoffnung schöpfte, dass die Sache einigermaßen glimpflich ablaufen würde.

Doch ich täuschte mich.

Denn bald darauf wurde der Bischof von seinen Leuten aus dem Hof getragen und als er fast bei uns war, begann er mit hoher, fester Stimme einen liturgischen Gesang auf Latein zu singen. Daraufhin erhob sich um uns herum ein ohrenbetäubendes Heulen und Kreischen und Brüllen. Immer mehr Leute aus dem Gefolge des Bischofs hatten inzwischen ihre Nachttöpfe geholt und bespritzten uns damit, sie spuckten und kamen uns so nah, dass einige unserer Männer mit Peitschen und Waffen nach ihnen schlugen, woraufhin die Menge umso wilder wurde, bis es Pferdemit und Torf auf uns regnete und man nichts mehr hörte außer Geschrei, in das sich jetzt Schlaggeräusche von Waffen mischten. Wenig später hatten viele der Leute des Bischofs blutige Wunden. Man bewarf uns mit Steinen. Sie schienen aus allen Richtungen auf uns niederzuprasseln. Auf einmal bekam ausgerechnet mein Schwager Arnór einen derart riesigen Brocken auf den Brustpanzer, dass er vom Pferd fiel. Ich befürchtete schon, dass ihn dasselbe Schicksal ereilt hatte wie seinen Bruder, der an genau diesem Ort einige Jahre zuvor einen Stein an den Kopf bekommen hatte und daran gestorben war. Als Kolbeinn der Junge sah, wie sein Vater vom Pferd fiel, geriet er so sehr in Rage, dass er sein Schwert in beide Hände nahm und hasserfüllt auf das Bischofsspack losging – dass sein Vater sofort nach dem Sturz aufgestanden war und sich nicht einmal verletzt hatte, änderte daran nichts.

Als Kolbeinn der Junge noch ganz klein gewesen war, hatte jemand vorausgesagt, dass aus diesem Kind einmal ein großer Hitzkopf werden würde. Nun wurden wir alle Zeuge davon, wie sich diese Prophezeiung bewahrheitete. Seine Männer taten es ihm gleich. Ich versuchte, sie zurückzuhalten, ermahnte sie durch den Schlachtenlärm hindurch zur Ruhe, doch ohne Erfolg. Keiner hörte auf mich. Nicht einmal Tumi, mein eigener Sohn, der wohl von Anfang an gehofft hatte, er könne hier endlich zeigen, dass er diesem Kolbeinn dem Jungen, über den schon damals alle sprachen, kriegerisch in nichts nachstand. Tumi und seine Leute stürmten mit gezogenen Schwertern in die Menschenmenge, sie schlugen nach Köpfen und Körpern, sodass das Blut nur so spritzte und Hirnmasse aus Ohren quoll.

Das Gesindel des Bischofs stob auseinander. Wer konnte, lief in Richtung der Berge, andere schleppten sich über die Wiesen ins Tal hinaus. Die Leibgarde des Bischofs zählte sehr viel weniger Männer als wir. Sie versuchten dennoch, ihre Stellung zu halten, doch wir drängten sie so weit zurück, bis sie dicht um den Bischof herumstanden, bereit ihn zu verteidigen, koste es, was es wolle. Nun hörten unsere Söhne und deren Gefolgsleute endlich auf Arnórs und meine mäßigen Befehle, sodass die bischöfliche Leibgarde ihren Hirten auf ein Pferd heben und sich eiligst mit ihm davonmachen konnte. Offenbar war ihnen klar geworden, dass wir erst lockerließen, wenn sie von hier verschwunden waren. Ich vermochte in diesem Moment nicht zu sagen, ob diese Aktion nun ein großer Erfolg oder verheerender Misserfolg gewesen war, doch auf jeden Fall hatten sie alle Hólar verlassen, mit Ausnahme einiger Aussätziger und Fußlahmer, die schwer verletzt auf dem Hofplatz lagen.

Doch um diese kümmerten mein Sohn und seine Männer sich nicht. Sie brachen die Tür zum Haus auf, und die Freudenschreie, die bald zu vernehmen waren, ließen darauf schließen, dass sie die Vorratskammern und den Bierkeller gefunden hatten.

EINAR, BISCHÖFLICHER LEIBWÄCHTER

Sie verfolgen mich bis in diesen Fieberwahn, den unser Herrgott mich durchleiden lässt, die Bilder dessen, was ich nicht richtig erinnern und doch erst recht nicht vergessen kann: Ich habe meinen Bischof im Stich gelassen, meinen Bischof, den zu ehren und zu verteidigen ich geschworen hatte. Seitdem empfinde ich nichts als schlimmste Qualen, die sich anfühlen, als seien sie nicht von dieser Welt. Und auch nicht aus einer besseren.

Sighvatur und Arnór hatten uns mit ihren Schergen auf Hólar angegriffen und ein Blutbad angerichtet. Wir konnten von Glück reden, dass es uns gelungen war, den Bischof nach Málmey zu evakuieren, eine Insel im Skagafjord. Dank des Verlaufs der Gezeiten konnten wir die Insel fast trockenen Fußes erreichen, dann setzte die Flut ein, und wir waren erst einmal in Sicherheit. Doch es war ein stürmischer Herbst damals, mit frühem, hartem Frost. Bald war klar, dass wir dort mit so vielen Männern nicht lange bleiben konnten, obwohl die wenigen Menschen, die diese Insel in ihren einfachen Hütten bewohnten, ihrem heiligen Bischof alles, was sie besaßen, zu geben bereit waren. Sie brachten ihn kreuz und quer über die Insel, um Brunnen zu weihen oder Vogelfelsen, an denen zuvor Menschen beim Eiersammeln abgestürzt und ums Leben gekommen waren. Doch gab es ja noch die anderen, uns demütige Diener und Leibwächter des Bischofs – viele Dutzend Leute, für die kaum Essen da war. Obwohl einige von uns sich mit Muscheln begnügten und die Knochen kaum essbarer Vögel abnagten, litten wir Hunger und Kälte. Die ständigen Unwetter machten es schwer fortzukommen, und

außerdem wusste sowieso niemand, wohin. Die nordisländischen Anführer wollten uns nicht in ihrem Landesteil haben, sie taten so, als wüssten sie nicht, dass wir auf dieser Insel lebten. Es passte ihnen offenbar ganz gut, dass wir hier vor uns hin vegetierten.

Bischof Gudmundur klagte nie. Unter heiligen Männern war es schließlich Brauch, mit Entbehrungen zu leben, doch viele aus unserer Gruppe waren im Gegensatz zu ihm sehr verzweifelt. Mir fielen nach und nach die Zähne aus, ich bekam Wunden an Armen und Beinen, ohne dass ich mich irgendwo verletzt hatte. Einige von uns hatten sich einmal an Land gewagt, und bei ihrer Rückkehr erzählten sie, dass Tumi Sighvatsson und seine Leute nun in Saus und Braus auf Hólar lebten. Sich an Speis und Trank labten, mit denen wir immer äußerst sparsam umgegangen waren, auf dass uns die Vorräte in den mageren Jahren erhalten sollten, von denen manchmal sieben hintereinander kamen, wie der Bischof uns aus der Heiligen Schrift vorgelesen hatte. Von Tumi Sighvatsson und seinen Leuten zu hören tat deshalb vielen sehr weh, ebenso wie die Kunde davon, dass Tumi trinkfreudige Landstreicher und unzüchtige Frauen auf Hólar eingeladen hatte, um mit ihnen Weihnachten zu feiern. Nicht wenige fragten sich, ob das für die Bauern in der Umgebung von Hólar nun wirklich eine so deutliche Verbesserung war gegenüber den Unglückseligen und Beladenen, die der Bischof in seiner unermesslichen Güte bei sich aufgenommen hatte, so wie Gott ihm befohlen.

Einige unserer Leute fingen langsam an zu murren. Es gehe doch nicht, dass wir hier auf Málmey fast verhungerten, während Eindringlinge sich an den Vorräten von Hólar gütlich taten! Während eines furchtbaren Unwetters kurz nach Weihnachten fiel der Entschluss. Einige unserer Leute, darunter Aron und ich, sollten die Überfahrt an Land wagen, heimlich auf Hólar gehen, um Vorräte zu holen. Den Bischof hatten wir nicht um Erlaubnis gefragt, doch als er sah, dass wir uns reisefertig machten, befahl er uns,

jegliche Gewalt zu vermeiden – Schwierigkeiten hatten wir so schon genug.

Irgendwie schafften wir es durch den tosenden Sturm an Land, kämpften uns durch hohen Schnee und erreichten Hólar mitten in der Nacht. Der Sturm hatte sich inzwischen gelegt, und der Mond schien hell auf das verschneite Land und den prächtigen Hof. Wir rechneten nicht damit, dass um diese Zeit noch jemand auf den Beinen war, abgesehen von ein paar Wachen vielleicht. Die wollten wir überwältigen, fesseln und dann die Vorratskammer ausräumen, so leise es irgend ging.

Doch zu unserer Verwunderung war keine einzige Wache zu sehen. Es war ganz still, wir hörten keinen Laut außer das Heulen des Windes. Mit einigem Geschick schafften wir es, die Tür leise zu öffnen, und ein paar von uns schlichen hinein, ich und zwei andere passten draußen auf. Bald kamen sie mit einem Fässchen Leberwurst, einem Sack Quark und anderen Vorräten wieder heraus. Kopfschüttelnd erzählten sie, dass viele Lebensmittel verschüttet oder verdorben waren. Auf einmal jedoch hörten wir Schritte und Stimmen. Offenbar war doch noch jemand wach gewesen, oder wir hatten Tumi und seine Leute aufgeweckt, auf jeden Fall hatten sie bemerkt, dass etwas nicht stimmte. Im nächsten Moment flogen auch schon die Türen auf. Einige Männer kamen heraus, unter ihnen Tumi Sighvatsson selbst. Er war kaum bekleidet, trug nichts als ein wallendes Nachthemd – und eine Waffe, eine Hellebarde oder eine Axt, das konnte ich im Dunkeln nicht richtig erkennen. Als er und seine Männer uns sahen, liefen oder vielmehr torkelten sie durch den Schnee mit erhobenen Waffen genau auf uns zu. Einer von ihnen fiel, andere liefen Schlangenlinien, sie waren alle betrunken. Wir konnten ihre Hiebe problemlos abwehren, wichen ihnen einfach aus und warfen die Männer in den Schnee.

Was dann passierte, liegt in meiner Erinnerung verschlossen wie unter einer Nebeldecke. Es kam zum Kampf im Schnee. Bi-

schof Gudmundur hatte uns ermahnt, niemanden zu verletzen oder gar zu töten, doch ich musste mich ja verteidigen, denn so betrunken Tumi und seine Leute auch waren – sie griffen immer wieder an. Ich meine mich daran zu erinnern, dass ich immer wieder versucht habe, Tumi zu überwältigen, doch halb nackt wie er war, bekam ich ihn nie richtig zu fassen. Meine Gefährten hatten alle Hände voll mit seinen Trinkkumpanen zu tun, die mit ihren Waffen wild um sich schlugen, und als sie sie schließlich überwältigt hatten, wälzten Tumi und ich uns noch immer im Schnee. Ich weiß noch, wie wir um die Axt rangen oder was es auch für eine Waffe gewesen sein mag, mit der er aus dem Haus gekommen war. Und plötzlich lag Tumi enthauptet im Schnee. Und ich hielt die Waffe in der Hand.

Einer meiner Gefährten hatte später gesagt, Tumi habe mich geradezu aufgefordert, endlich zuzuschlagen, so kalt war ihm geworden, in seinem Nachthemd, mitten im Schnee. Doch auch wenn ich in meinen schlimmsten Träumen noch manchmal seine Stimme höre, die mir seine flehenden Worte zuruft, kann ich einfach nicht glauben, dass es wirklich so gewesen sein soll. Ich hatte den Bischof bitter enttäuscht. Das hätte nie, niemals, passieren dürfen.

Tumis Gefährten flohen zurück ins Haus. Wir schulterten die Säcke mit dem Essen, kämpften uns gegen den Wind zu unserem Schiff zurück und segelten nach Málmey. Die Daheimgebliebenen freuten sich, als sie das Essen sahen, doch als sie begannen, sich über das Fleisch herzumachen, merkte ich, dass viele dasselbe Problem hatten wie ich: blutendes Zahnfleisch und lose Zähne. Der Bischof fragte, wie unser Beutezug verlaufen war. Und den Blick, den er mir zuwarf, als er hörte, dass ich Tumi Sighvatsson enthauptet hatte, werde ich nie vergessen. Ich warf mich ihm zu Füßen und flehte, er möge mir glauben, dass es ein Unfall gewesen war, keine Absicht, doch er machte nur eine abweisende Bewegung, sodass meine Gefährten mich von ihm fortzogen. Seitdem

spricht der Bischof kaum mehr ein Wort mit mir. Und erst jetzt, da ich sozusagen verstoßen wurde, in die beißende Kälte der dunklen Nacht, wird mir klar, wie wärmend die Gnadensonne des Bischofs gewesen ist.

Der Bischof meint, wir müssten fort von der Insel, weil Sighvatur versuchen wird sich mit einer Vergeltungsaktion zu rächen. Ohne mein Beisein wurde beschlossen, dass wir nach Grímsey rudern, auf eine Insel, die weit vom Festland entfernt liegt und als schwer einnehmbar gilt, wenn man die Landungsstelle richtig verteidigt.

Doch ich kann mich kaum noch bewegen, so sehr quält mich das Gewissen. Als würden Maden mich von innen auffressen. Meine Wunden bluten, und in jedem Knochen spüre ich Eiskälte, auch wenn ich in der Stube direkt am Feuer sitze. Ich habe gebeten, der Bischof möge mich salben, denn bald werde ich nicht mehr atmen können.

STEINVÖR SIGHVATSDÓTTIR

Als wir hier im Eyjafjord erfuhren, dass die Männer des Bischofs meinen Bruder Tumi erschlagen hatten, versank mein Vater zum ersten Mal in dieser abgrundtiefen Hoffnungs- und Hilflosigkeit, die ich von nun an immer öfter an ihm beobachten sollte. Das waren natürlich traurige Nachrichten für uns alle, Mutter wich alle Farbe aus dem Gesicht und ihre Züge wurden ganz hart, Tumi war nun mal ihr erstes Kind gewesen, benannt nach ihrem Vater. Doch machte dieser Verlust sie letztlich nur noch entschlossener. Sie stürzte sich in die Arbeit, saß bis spät in die Nacht hinein verbissen und still an irgendwelchen Handarbeiten, und tagsüber beobachtete sie alles und jeden, sie wollte auf unangenehme Weise alles bestimmen, was in der Haus- und auch in der Landwirtschaft passierte, in diesen letzten Winterwochen, in denen das Vieh nirgendwo mehr Nahrung fand.

Vater hingegen saß die meiste Zeit in seinem Bett und tat nichts. Dieser fröhliche Mann, der am liebsten immer alle, die ihn umgaben, zum Lachen gebracht hatte, und eigentlich kaum ein paar ernste Worte hintereinander hatte sagen können, saß nun einfach da, mit einer alten hässlichen Mütze, schief auf dem Kopf hängend, und starrte vor sich hin. An niemanden richtete er ein Wort, und wenn man ihn etwas fragte, antwortete er nur unter größtem Zögern und Grübeln, wusste nichts zu sagen, konnte nichts entscheiden, sagte nur Dinge wie: »Ja, vielleicht. Ach, ich weiß nicht, meinst du denn, das bringt was?«

Manch einer fragte sich, wie es erst sein müsste, falls er einmal seinen Lieblingssohn Sturla verlieren sollte, wenn ihn schon der

Tod von Tumi, dem er nie viel Aufmerksamkeit geschenkt hatte, dermaßen traf – doch ich spürte bald, dass es gerade das war, was ihn so plagte. Er machte sich Vorwürfe und fühlte sich schuldig. Das mag sonderbar klingen, schließlich war es ja Tumi gewesen, der diesen eigentlich schwer einzunehmenden Hof einfach nicht hatte bewachen lassen, und allein deshalb mitten in der Nacht so überrumpelt werden konnte. Und dann waren er und seine Leute auch noch richtig betrunken gewesen, wie ich später erfuhr. Doch so war es nun einmal: Vater hatte einen Sohn verloren und beschlossen, dass er schuld daran war. Er fühlte sich wie ein Kindsmörder. Selbst Mutter, die immer gut mit ihm hatte umgehen können und ihm vieles hatte durchgehen lassen, verlor allmählich den Zugang zu ihm. Ich spürte es ganz deutlich: Wenn sie in seine Nähe kam, wurde sie noch wortkarger und verbissener. Sie wechselten kaum ein Wort miteinander, und das war es, was uns anderen letztendlich die größte Angst machte.

Gegen Ende des Winters brachte Mutter noch ein Kind zur Welt, obwohl sie schon vierzig Jahre alt war. Und siehe da, sie lag kaum im Kindbett, und Vater kam wieder in Gang. Man sah mittlerweile zwar deutlich, dass er die fünfzig überschritten hatte, doch er kümmerte sich rührend um seine Frau, die eine schwierige Geburt hinter sich hatte. Das Kind, ein Sohn, sah ziemlich kümmerlich aus, doch Vater saß Tag und Nacht bei ihm, bei ihnen beiden. Das Kind wurde auf den Namen Tumi getauft. Ein zweiter Tumi. Anstelle des ersten. Danach, und wohl auch weil der Winter langsam seinen Griff lockerte und es täglich heller wurde, wurde mein Vater wieder ganz der Alte. Er sandte einen berittenen Boten über die Hochebene zu seinem Lieblingssohn in die westlichen Täler, der klare Anweisungen überbrachte: Sturla solle seine Männer bewaffnen und in den Norden reiten. Es galt, Tumis Tod zu rächen! Anschließend rief mein Vater auch die Bauern im Bezirk auf, mit allen waffenfähigen Männern zu uns nach Grund zu kommen. Bald waren viele hervorragende Kämpfer zusammen-

gekommen, die – und deren Pferde – Mutter nach Kräften verpflegte. Wenig später war auch Sturla mit unzähligen Männern aus den westlichen Tälern hinzugekommen. Auch er blickte grimmiger drein als gewöhnlich. Wir unterhielten uns lange, und ich spürte, dass auch er ein schlechtes Gewissen gegenüber dem armen Tumi hatte und dass er fest entschlossen war, seinem Bruder Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, besser spät als nie. Wenn Sturla über den Bischof und seine Männer sprach, sah er regelrecht hässlich aus, und dazu gehörte nun wirklich einiges. Wir waren inzwischen sicher, dass der Bischof von Málmeý nach Grímsey geflohen war. Manche hielten Grímsey für ähnlich schwer einzunehmen wie die Insel Drangey, auf die sich einst der berühmte Gesetzlose Grettir der Starke zurückgezogen hatte, der – wie man sich erzählte – nur mit Hexerei überwältigt werden konnte. Doch wenn jemand diesen Vergleich anbrachte, schnaubte Vater nur und meinte, Grímsey sei mit Drangey überhaupt nicht zu vergleichen. Den Bischof und seine Männer zu überwältigen sei gar kein Problem, man brauche nur genügend Kämpfer.

Alle verfügbaren Boote aus dem Eyjafjord wurden gebracht, genug, um das ganze Heer und seine Waffen zu tragen. An der Landungsbrücke beteten alle noch einmal gemeinsam, unser Priester gab dem Kriegszug seinen Segen, obwohl ich weiß, dass er Vater geradezu angefleht hatte, dem Bischof nichts zuleide zu tun, wenn er nicht lange Zeit im Fegefeuer schmoren wollte. Vater übertrug meinem Bruder Sturla das Oberkommando. Alle sollten auf seinen Befehl hören. Sobald der Tag angebrochen war, segelten sie los. Einige von uns jüngeren Geschwistern sahen ihnen beim Auslaufen zu, Kakali fragte immer wieder, warum er nicht dabei sein dürfe, doch er war erst zwölf. Ich hingegen wäre alt genug gewesen und zu gerne mitgefahren. Sturla durfte ja schließlich auch mit, warum dann nicht ich? Doch das kam nun einmal nicht infrage. Ich blieb also am Strand zurück und sah zu, wie die Flotte losruderte, Segel setzte und auf den Fjord hinausfuhr.

SOLVEIG

In den ersten Jahren nach meinem Umzug in die westlichen Täler vermisste ich meine Heimat sehr, doch langsam gewöhnte ich mich an das Leben mit Sturla auf Saudafell, so wie man sich eben an alles gewöhnt. Ich fühlte mich leidlich wohl, aber ich hatte gemerkt, dass es auch hier recht ruhig war und es keinen besonderen Grund gab, Unfrieden oder Angriffe zu fürchten. Bald machte ich mir kaum noch Sorgen und konzentrierte mich darauf, unseren riesigen Haushalt zu führen. Sturla und ich hatten gemeinsam versucht, die Haupträume möglichst wohnlich zu gestalten und viele Wandteppiche besorgt, sodass es jetzt richtig gemütlich geworden war. Wir schmückten die Wände mit Schilden, alten Rüstungen und Waffen, gute Handwerker zimmerten uns Schlafkojen und Schränke, Tische und Bänke, geschickte Frauen woben Decken, sodass sich unser Haushalt bald nicht mehr vor denen der südisländischen Anführer verstecken musste. Ich legte so viele Vorräte an, wie ich konnte. Schlechte Zeiten kamen bestimmt, bei uns wohnten viele Menschen, und Sturla musste als Anführer immer wieder große Feste ausrichten, einmal ganz abgesehen davon, dass es manchmal passieren konnte, dass ich ganz plötzlich ein ganzes Heer zu verpflegen hatte. Sturla sagte mir, sein Vater Sighvatur habe immer Wert darauf gelegt, ein Heer, das er selbst zusammengerufen hatte, auch selbst zu verpflegen, im Gegensatz zu manchen anderen Anführern, die das den ortsansässigen Bauern überließen. Das schien Sturla und mir schlecht für unseren Ruf.

Natürlich hatte ich noch immer Heimweh. Im Süden war alles

so weit und licht, alles und jeder war mir vertraut, hier in den westlichen Tälern war alles viel enger und rauer – doch auf den Hügeln wuchs saftiges Gras und auch hier gab es gute Menschen.

Wir hatten natürlich Verwalter und Köchinnen, doch die Oberaufsicht über die Vorräte übernahm ich selbst. Wir hatten Rindvieh in Hülle und Fülle, sowohl Ochsen als auch Milchvieh und immer ein Kalb im richtigen Alter, um es schlachten zu können. Und dann die ganzen Schweine und Schafe. Und die Ziegen, auch sie gaben Milch. Die Schafe wurden im Herbst geschlachtet und das, was nicht sofort gegessen wurde, machten wir zusammen mit den Innereien in Würsten haltbar oder legten es sauer ein, es wurde geräuchert oder im Wind getrocknet. Auch wenn ein Rind geschlachtet wurde, verwerteten wir alles. Wir hatten einen guten Vorrat an Trockenfisch, fingen Lachse und Forellen in den Flüssen. Schneehühner und andere Vögel fingen wir auch, meistens in Fallen. Auch in Sachen Jagd behielt ich lieber alles selbst im Blick, denn mir schien, dass die Einheimischen hier weniger Erfahrung damit hatten als wir im Süden. In den kühlen Vorrathäusern gab es immer genug Quark und Milch in großen Bottichen und Fässern. Wir machten Butter, Sahne, Käse, Skyr und Molke. Am Ende des Sommers und im frühen Herbst, wenn das Heu eingebracht worden war, schickte ich alle verfügbaren Leute zum Rahmschlagen. Die so verarbeitete Milch half uns gut über den ganzen Winter. Außerdem schickte ich unsere Männer auf die Hochebene, während die Schwäne in der Mauser waren, und ließ sie dort Gatter aufstellen, in die sie dann die jungen Vögel hineintrieben. Ein Schwan hatte besonders viel Fleisch und konnte ein echtes Festtagsessen sein, auch wenn er meistens eingekocht und den einfachen Leuten vorgesetzt wurde. Eier wurden an den Vogelfelsen gesammelt, wir hatten Geflügel, Enten und Gänse.

Wir aßen zwei Hauptmahlzeiten am Tag. Zusätzlich bekamen die Leute nach dem Aufstehen, noch vor der Arbeit, Quarkspeise oder Grütze, dazu manchmal Brotfladen und Käse, an manchen

Tagen sogar Eier. Tagsüber gab es meistens Trockenfisch mit Butter. Oder frischen Fisch, wenn wir welchen hatten. Manchmal gab es auch Grützwürste oder Walffleisch, wenn gerade einer angetrieben worden war, oder auch Seehundfleisch, wenn wir welche erjagt hatten. Trockenfisch konnte man nicht nur tagsüber als kalte Mahlzeit servieren, man konnte ihn auch in Wasser einlegen und kochen. Zusammen mit geschmolzenem Talg oder Schmalz war das ein gutes Essen für das Gesinde und auch für uns selbst.

Abends gab es meistens Fleisch. Rindfleisch, das in kleine Stücke geschnitten oder gekocht wurde, oft mit Gerste und Kräutern, mit Engelwurz oder Islandmoos. Das Gesinde aß aus großen Schüsseln, jeder mit seinem eigenen Messer, manchmal gab es auch Brotfladen, auf die sich alle ihr Essen legten. Für die Herrschaft wurde immer ein richtiger Tisch gedeckt und jeder aß von seinem Teller. Hammelfleisch wurde bei uns ähnlich zubereitet wie Rind, Schweinefleisch hingegen in großen Stücken im Feuer gebacken. An Feiertagen wurde oft Geräuchertes aufgetragen und manchmal aus Fleisch eine Brühe gekocht. Oder es wurden flache Steine in ein Loch gelegt, sodass sie eine Art viereckige Wanne bildeten. Dann wurden sie heiß gemacht, bis sie glühten, anschließend wurde das Feuer gelöscht und Fleisch auf die Steine gelegt, oft mit Gewürzen bestreut, die wir von ausländischen Kaufleuten erstanden hatten, dazu gab es Wein oder Met.

Jeden Winter feierten wir hier auf Saudafell mindestens zwei große Feste, für die Bier aus Gerste oder Gerstenmalz gebraut wurde. Es musste drei Wochen in großen Wannen gären, hielt sich dann aber nicht lange – nach spätestens zwei Wochen wurde es sauer. Deshalb durfte kein Fest enden, bis nicht der letzte Tropfen Bier ausgetrunken worden war, auch wenn das manchmal sieben, acht oder gar neun Nächte dauerte. Während dieser Feste standen dann Tische in allen Haupträumen und es wurden ständig neue Speisen aufgetragen, warme wie kalte. Rinder, Schafe und Schweine wurden geschlachtet, die Köchinnen und Mägde

hatten alle Hände voll zu tun, Rauch, Dampf und Essensdünfte zogen durch alle Räume, und die Tische bogen sich unter Käse, Brühwürsten, Grützwürsten, Sauerfleisch, Seehundfleisch und Seehundflossen, Fisch, Wal, Grütze. Alle konnten essen, solange die Getränkelager und die Gesundheit es zuließen. Manchmal machte jemand Ärger, das passierte hier in den westlichen Tälern öfter als in meiner Heimat, doch Sturla unterband so etwas immer sofort. Außer wenn es sich um Ringkämpfe oder ähnliche Späße handelte, denen die Gäste nach Belieben nachgehen durften – aber nur draußen. Manchmal kamen Geschichtenerzähler, Dichter oder Skalden, und wenn diese von Sturlas Onkel Snorri aus Reykholt geschickt worden waren, waren unsere Feste immer besonders schön.

HILFSPRIESTER VON BISCHOF GUDMUNDUR DEM GUTEN

Was wir erwartet hatten, trat tatsächlich ein, wir hatten es schwer auf Grímsey. Wir konnten uns zwar von Fisch aus dem Meer ernähren, auch die Einheimischen teilten mit uns, was sie hatten, aber der Winter war hart und die Stimmung war schlecht, denn alle wussten, dass der mächtige Gode Sighvatur aus dem Eyjafjord den Tod seines Erstgeborenen nicht ungesühnt lassen konnte. Und auch den Zorn von Sighvatur's Sohn Sturla auf uns gezogen zu haben, machte die Sache nicht besser, denn Sturla galt als ebenso aufbrausend wie geschickt im Kampf, viele sagten ihm eine große Zukunft voraus. Sie versammelten schon ihre Männer, daran bestand kein Zweifel. Sie warteten nur auf ihre Gelegenheit. Sie würden mit vielen Schiffen kommen und uns angreifen, ohne Rücksicht auf Verluste. Die tapfere bischöfliche Leibgarde schien jedoch nichts zu fürchten, sie schärfte ihre Waffen und baute Verteidigungsstellungen, und der Bischof segnete sie dafür. Nur mit einem sprach er kaum ein Wort: mit demjenigen, der Tumi Sighvatsson auf dem Gewissen hatte. Er hieß Einar, und es war mir ein unglaubliches Zeichen göttlichen Wirkens, wie dieser starke Mann im Verlauf des Winters immer blasser wurde und in sich zusammensank, als ob ihm alle Lebenskraft entzogen wurde. An einem besonders harten Wintertag legte er sich einfach nieder, und bald strömte Blut aus seiner Nase. Niemand konnte es aufhalten. Ein gewöhnliches Nasenbluten hört meistens von alleine wieder auf, aber nicht bei Einar, es floss und floss, bis er in einer großen Blutlache lag. Und wengleich es nachließ, als der Bischof

endlich kam, um seinen Leibwächter zu segnen, war es doch zu spät. Einar war tot. Er wurde hier auf der Insel von zwei Priestern bestattet. Die Leibgarde wollte ein Grab ausheben, doch das war unmöglich, denn auf dieser Insel lag unter einer dünnen Schicht Erde gleich der Felsen, zudem war die Erde gefroren, sodass Einar schließlich in einer Art Hügelgrab beigesetzt wurde, mit einem Kruzifix obenauf.

Eines Tages im Frühjahr herrschte plötzlich Tumult. Überall auf dem Meer waren Schiffe zu sehen, die unter vollen Segeln auf die Insel zukamen. Es waren so viele, dass das Meer aussah wie ein dichter Wald aus Segeln. Sie kamen. Kein Zweifel. Sighvatur und Sturla kamen mit Hunderten schwer bewaffneter, blutdurstiger Männer. Die kräftigsten Kämpfer der bischöflichen Leibgarde liefen zur Landungsstelle, ein Mann namens Eyjólfur führte einen Trupp an, ein gewisser Aron einen anderen.

Sturla Sighvatsson trug eine rote Robe über dem Kettenhemd und kam sofort mit unzähligen Männern an Land. Die Leibgarde verteidigte sich tapfer, doch die Übermacht der Feinde war einfach zu groß. Aron war bald tot, obwohl er noch aufrecht stand – es steckten so viele Speere in seinem Körper, dass er nicht umfallen konnte. Auch Eyjólfur war bald getötet worden und mit ihm viele andere treue Bischofsanhänger. Der Tag hatte kaum richtig begonnen, und der Widerstand der Verteidiger war schon gebrochen; die Sturlungen hatten die Insel in ihrer Gewalt. Die meisten bischöflichen Leibwächter waren tot, einige waren aufs Meer hinaus geflohen, zurückgeblieben waren nur wir Geistlichen und die anderen Diener des Bischofs. Wir drängten uns eng um ihn. Plötzlich kam Sturla Sighvatsson auf uns zu, hielt mir einen blutigen Speer unter die Nase und schrie: »Wo ist Einar, dieser verdammte Dreckskerl?«

Ich dachte, meine letzte Stunde habe geschlagen. Sturla tobte vor Wut. Ich brachte kein Wort heraus, stöhnte nur, und einige andere bestätigten mich darin, dass Einar tot sei. Das wollten

Sturla und sein Vater natürlich nicht glauben. Nun brüllten sie mich an und forderten Erklärungen von mir, als ob ich arme Menschenseele der Sprecher der ganzen Gruppe wäre, nur weil ich mich gezwungen gesehen hatte, als Erstes zu antworten. Ich sagte, Einar sei vor einigen Wochen gestorben. An Nasenbluten. Sie lachten höhnisch. Sturla packte mich und ließ nicht von mir ab, bis ich ihn zum Hügelgrab des unseligen Einars geführt hatte. Er und seine Männer warfen das Kruzifix fort, als wäre es Abfall, rissen das Grab mit bloßen Händen auf, bis sie Einars Leichnam vor sich hatten, der etwas gräulich geworden, aber ansonsten noch fast unversehrt war. Sie schändeten und zerstückelten ihn, wobei Sturla Sighvatsson am härtesten vorging, dann wurden die sterblichen Überreste den Seevögeln zum Fraß vorgeworfen. Ich dachte, damit wäre endlich alles vorbei, doch auf einmal fragten sie, noch immer rasend und brüllend, wer »diesem verfluchten Mörder« ein christliches Begräbnis gegeben hatte. Die Priester Símon und Knútur traten vor, sie hatten es getan. Sturla Sighvatsson schrie, man solle sie entmannen.

Manche meinen sich daran zu erinnern, dass Sighvatur Bedenken geäußert hatte, doch fand er kein Gehör. Die Priester wurden gepackt, ihre Hosen wurden heruntergezogen, und dann wurde auf die bereits angekündigte Weise mit scharfen Waffen mit ihnen verfahren. Das Bewusstsein verloren sie nicht, doch sie bluteten sehr. Anschließend wurden wir anderen geschlagen und bespuckt, nicht einmal vor ihrer bischöflichen Gnaden höchstselbst, der einen lauten, durchdringenden lateinischen Psalmengesang angestimmt hatte, machten sie halt. Und als die Eindringlinge endlich fortsegelten, sang Gudmundur der Gute noch immer mit schriller und doch fester Stimme.

STURLA SIGHVATSSON

Ich ließ auf Saudafell alles aus- und umbauen. Hier sollte ein Hof entstehen, der den Vergleich mit dem, was Onkel Snorri in Reykholt hatte, nicht zu scheuen brauchte – schließlich werde ich irgendwann ein mächtigerer Mann sein als er, der mächtigste Mann in ganz Westisland!

Also ließ ich das beste Bauholz und die besten Wandbehänge beschaffen, die man auftreiben konnte, und heuerte die besten Arbeiter an. Etwas anderes wäre meiner Frau Solveig nicht würdig gewesen. Solveig hatte alles, was die Frau eines großen Anführers brauchte, ich musste sie nur ansehen, dann glaubte ich sofort, was so viele Leute über sie sagten: In ihren Adern floss königliches Blut. Von ihrer Schönheit und ihrer milden, aber unwiderstehlichen Durchsetzungskraft brauchte man gar nicht erst zu reden. Von letzterer hatte sie sogar manchmal ein bisschen zu viel für meinen Geschmack. Ich hatte ja einige Frauen hier in den westlichen Tälern gehabt, darunter Vigdís, die mir mein erstes Kind geschenkt hatte. Solveig hatte darauf bestanden, dass Vigdís aus dem Bezirk fortzog, sonst würde sie sich hier gar nicht erst niederlassen. Meine Mutter musste also dafür sorgen, dass Vigdís und ihre kleine Tochter irgendwo im Norden unterkamen. Manchmal bereute ich es, in diesem Fall so leicht nachgegeben zu haben, doch so können die Frauen uns Männer eben manchmal um den Finger wickeln. Solveig durfte unter keinen Umständen den Namen hören, den man mir hier spaßeshalber gegeben hatte: Herr der Täler.

Ich will der mächtigste Mann im ganzen Westen werden. Das ist mein gutes Recht, Onkel Snorri wird mich nicht mehr lange

aufhalten können, auch wenn dieser alte Sturkopf da drüben in Reykholt immer noch glaubt, er könne über alle und alles bestimmen. Mit meinem Vater und meinen jüngeren Brüdern, die den größten Teil von Nordisland unter Kontrolle haben, an meiner Seite, werde ich bald der mächtigste Mann von ganz Island sein. Dann hätten wir Sturlungen endlich das erreicht, was uns zusteht.

Dann sähe es nämlich so aus: In Südisland hatte die Familie von Gissur Thorvaldsson die Oberhand, die lange Zeit der mächtigste Clan in ganz Island gewesen war. Gissur war etwas jünger als ich. Ich kannte ihn schon lange, ein anständiger Junge, redete nicht viel, doch was er sagte, ergab Sinn. Mein Vater und Gissurs Vater waren seit Langem gute Freunde. Ich hatte die Geschichte gehört – von meinem Vater natürlich –, dass ihre Freundschaft nur einmal auf eine echte Probe gestellt worden war, und zwar als mein Vater Gissurs Vater einmal in Südisland besucht hatte und der ihm seinen Sohn zeigen wollte, damals war Gissur noch ein Kind gewesen. Und da Väter nun mal sehr stolz auf ihre Söhne sein können – davon hatte ich ja genug profitiert –, erwartete Gissurs Vater natürlich, dass mein Vater etwas Lobendes über den kleinen Gissur sagte, der da direkt vor ihm stand und dem Gast direkt in die Augen sah. Doch auf einmal, meinte Vater, sei ihm irgendwie unwohl geworden. Der Junge habe einen so erbarungslos durchdringenden Blick gehabt, dass ihm angst und bange geworden war. Also hatte mein Vater nur so etwas sagen können wie: »Der macht aber ein komisches Gesicht.«

Und das war nicht gerade das gewesen, was Gissurs Vater hören wollte.

Doch Vater schaffte es irgendwie, sich mit seinem alten Freund wieder zu versöhnen, und bevor er vom Hof ritt, waren sie schon wieder beste Freunde gewesen. Vater sagte beim Abschied, dass auf ihre Freundschaft nie ein Schatten fallen würde, und Gissurs Vater antwortete, das werde bestimmt so sein – zumindest solange sie beide am Leben waren.

Manchmal konnten die wirklich sonderbar sein, diese Alten ...

Gissur und seine Verwandten hatten also die Macht im Süden, daran konnte niemand etwas ändern. Kolbeinn der Junge übernahm den Skagafjord im Norden und stand damit genau zwischen meinem Machtbereich und dem Reich meines Vaters im Eyjafjord. Doch wenn man die Machtbereiche von meinem Vater, Onkel Snorri und mir zusammenzählte, waren wir Sturlungen mächtiger als alle anderen. Unsere Macht musste nur in einer Hand vereint werden – in meiner, natürlich. Ich musste Onkel Snorri und den anderen zeigen, dass es sinnlos war, mir Steine in den Weg zu legen. Snorri konnte ja seinen Ehrenstatus behalten, mit den Büchern und der ganzen Gelehrsamkeit, er konnte gerne mein Hof-Skalde sein.

Tja, und dann gab es noch die Westfjorde. Dort hatten zwei Familien um die Macht gekämpft. Ich ließ sie kämpfen und beobachtete die Lage. Bald zeichnete sich ab, dass ein gewisser Thorvaldur die Oberhand behalten würde, ein ziemlich draufgängerischer Typ. Also sorgte ich dafür, dass mich eine meiner Reisen bei ihm vorbeiführte, und ich trug ihm meine Freundschaft an. Wenn ich ihm half, seine Konkurrenten endgültig aus dem Weg zu räumen, würde er mir ein Leben lang aus der Hand fressen. Ich mache ihn zu meinem Verbündeten – und dann zu meinem Stellvertreter ...

Nichts wird mich aufhalten.

GISSUR

Mir war nicht entgangen, dass Sturla Sighvatsson im Westen des Landes für ziemlichen Aufruhr sorgte und niemand ihn in die Schranken weisen konnte, nicht einmal sein Onkel Snorri, der berühmte Skalde von Reykholt, und natürlich erst recht nicht dessen Sohn Óraekja, dieser versoffene Raufbold. Manche meinten sogar, Sturla lege einen solchen Eifer an den Tag, dass selbst ich mich in Acht nehmen müsste vor dem *Herren der Täler*, wie Sturla jetzt genannt werden wollte. Doch ich schlief ruhig. Gegen uns hier im Süden würde er nichts ausrichten können, ich machte mir keine Sorgen. Sollte er sich doch aufblasen und große Töne spucken, in unserer Familie gab es genug kampfproben Männer, gegen die Sturla nie einen Fuß auf den Boden bekäme. Dabei hatte ich Sturla eigentlich immer gemocht. Er hatte Humor und war höflich. Ein bisschen einfältig ist er vielleicht, wie blasierte Menschen es eben häufig sind – man musste schon ein bisschen dumm oder zumindest leichtgläubig sein, um so überzeugt von sich selbst zu sein, wie er es war. Sturla kam ja nicht einmal auf die Idee, dass andere Leute ihn vielleicht nicht für allmächtig hielten. Oder gar für lächerlich.

Sollte der sich doch da im Westen austoben und ausbreiten und seinem Onkel Snorri ins Handwerk pfuschen. Wobei ich mir nicht einmal sicher war, ob Sturla das gelingen würde. Snorri Sturluson war ein sonderbarer, schwer einzuschätzender Mann. Er war nicht besonders kriegerisch eingestellt, so viel war klar. Wenn ein Kriegszug bevorstand, schien er es immer ein bisschen weniger eilig zu haben, in die Schlacht zu ziehen, als alle anderen,

versuchte zu vermitteln, zu verhindern, und viele legten ihm das als Zögerlichkeit oder sogar Feigheit aus. Und doch gab es niemanden, der gerissener war als dieser Skalde von Reykholt. Wie oft hatten alle gedacht, er würde zögern und zaudern, und dann stellte sich heraus, dass er einen geheimen Plan ausgeheckt hatte, der die Sache letztlich zu seinen Gunsten wendete!

Ich glaube, er wollte Sturla mit List begegnen. Ihn ins Leere laufen lassen. Thorvaldur hatte Snorri bereits auf seine Seite gezogen, immerhin den mächtigsten Mann in den Westfjorden. Ich wusste aus sicherer Quelle, dass Sturla unbedingt Thorvaldurs Wohlwollen gewinnen und ihn zu seinem Verbündeten machen wollte. Schließlich wäre es für Sturla Gold wert, die Westfjorde auf seiner Seite zu haben, falls es wirklich einmal zu einem Streit innerhalb der Sturlungen-Familie käme, einem Zerwürfnis zwischen Sturla und Snorri. Also schmierte Sturla Thorvaldur Honig um den Bart, übergoss ihn mit Schmeicheleien und Freundlichkeiten und siehe da, bald waren sie unzertrennliche Freunde. Damit schien die Sachen eigentlich entschieden, doch man durfte einen Snorri eben nicht unterschätzen! Er dachte in Ruhe über alles nach, zerlegte die Situation in ihre Einzelteile, setzte sie wieder zusammen und machte Thorvaldur dann ein Angebot, das selbst dieser mächtige Mann aus den Westfjorden nicht ausschlagen konnte: Snorri bot ihm die Hand seiner Lieblingstochter an, der atemberaubend schönen Thórdís. Natürlich inklusive einer reichlichen Mitgift, wie es sich für eine Tochter Snorris gehörte.

Vielleicht war es sogar ganz gut, dass Sturla für Streit unter den Sturlungen sorgte, denn waren die erst einmal mit sich selbst beschäftigt, konnten sie nicht mehr für so viel Unordnung in den anderen Landesteilen sorgen wie in der letzten Zeit. Diese Sturlungen waren eigentlich nie eine Familie von hochkarätigen Anführern gewesen, zumindest nicht bis vor einigen Jahren. Gut, der Urahn der Sturlungen, Hvamm-Sturla, war eine Art Klein-König in diesen armen westlichen Tälern gewesen, ein dreister Kerl und

offenbar auch sehr wortgewandt. Vielleicht hatte er auch einfach nur viel geredet. Doch er kam eben nicht aus einer guten Familie, so wie wir im Süden. In unserem Bezirk stand die wichtigste Kirche von ganz Island, der Bischofssitz von Skálholt, und auch die meisten Bischöfe, die dort residiert hatten, waren Vorfahren von mir. Und diese Sturlungen? Die waren doch erst vor kurzer Zeit durch den Handel mit irgendwelchen Waren aus Grönland und andere windige Geschäfte zu Geld gekommen.

Selbst der berühmte Snorri von Reykholt hatte, streng genommen, seinen Aufstieg, sein ganzes Vermögen und seinen Ruhm uns Südisländern zu verdanken. Unsere Leute hatten Snorri im Kindesalter zu sich genommen und ihm alles beigebracht, was er heute konnte. Das sollten diese neureichen Sturlungen nicht vergessen. Und ich denke, das haben sie auch nicht. Sie werden einen Teufel tun, sich mit Männern wie mir anzulegen. Denn das würde sie teuer zu stehen kommen.

Nein, die Drohgebärden von Sturla Sighvatsson machten mir keine Sorgen. Damit konnte er vielleicht die Frauen beeindrucken, denen er hinterherstieg, doch ich durchschaute diese Kraftprotzerei. Man musste wohl eher Männer wie Kolbeinn den Jungen fürchten, der die Macht im Skagafjord übernommen hatte. Der kam aus einer Familie, die viele ruhmreiche Anführer hervorgebracht hatte. Kolbeinn wird ein großer Anführer werden, das merkte man sofort, wenn man ihn traf, ein grimmiger Kerl mit einem verkniffenen Gesicht, komplett ohne Humor. Sich mit ihm zu überwerfen, das war bestimmt keine gute Idee. Aber das würde auch nicht passieren, schließlich hatte er alle Hände voll damit zu tun, die Sturlungen in die Schranken zu weisen, die ihn aus allen Richtungen bedrängten, Sturla und Snorri im Westen und Sighvatur aus dem Eyjafjord im Osten. Doch ich glaube nicht, dass die Sturlungen ihn kleinkriegen werden, so sehr sie sich im Augenblick auch aufblasen. Ich glaube, sie wissen, dass es für sie kein gutes Ende nehmen würde, wenn sie sich ernsthaft mit einer

altehrwürdigen Familie anlegten, noch dazu, wenn deren Oberhaupt so ein Besessener ist wie Kolbeinn der Junge. Ich denke, die Sturlungen werden nie die Kraft oder den Mut zu mehr besitzen als zu irgendwelchen albernen Kraftproben innerhalb der eigenen Familie. Wie zu diesem lächerlichen Wettrennen, das sich Snorri und Sturla geliefert hatten, wer es nun schaffte, der Verbündete von Thorvaldur zu werden, diesem Unglücksraben aus den Westfjorden.

DER BAUER AUF FLJÓTSTUNGA

Manche behaupten, sie könnten Zeichen deuten, den Flug der Vögel, die Rufe des Raben, ein Flirren der Luft. Sie glauben, sie könnten daran erkennen, ob Friede herrschen wird oder Unfriede. Andere deuten unsere Träume und erkennen daran, was uns angeblich bevorsteht. Doch um dieser Tage in die Zukunft zu sehen brauchte es keinen Aberglauben. Auf meinem Besitz kreuzten sich viele Wege zwischen den Landesteilen, sodass ich ziemlich gut erkennen konnte, wer gerade einen Kriegszug oder andere große Dinge plante. Das galt sowohl für die, die durch das kalte Tal im Süden hierherkamen, als auch für die aus dem Norden, die über die Hochebenen am Arnarvatn und über die Tvídaegra zogen – hier kamen sie alle vorbei. Die Freundlicheren unter ihnen baten uns um Pferdefutter oder Schlafplätze für die Nacht, die weniger Freundlichen forderten es einfach ein.

Lange Zeit war mir gar nicht klar gewesen, dass zwischen den mächtigen Familien plötzlich so viel Streit herrschte, doch nun war es eindeutig. Unfriede lag in der Luft. Immer öfter zogen sie hier vorbei, ohne dass man wusste, warum, und wenn man sie ansprach, machten sie grimmige Gesichter. Sie ritten in immer größeren Gruppen und trugen neuerdings ihre Waffen sichtbar. Und alle fragten sie, wer zuletzt hier vorbeigezogen war, woher und wohin, doch ich antwortete nur, ich würde nicht einmal mehr versuchen, mir die Namen dieser ganzen Anführer zu merken. Das glaubt mir zwar keiner, doch es ist die Wahrheit. Für mich sind sie alle gleich, und je länger es mir gelingt, mich aus ihren

Kämpfen herauszuhalten, desto besser. Ich wünschte, die Anführer ließen es dabei bewenden, sich gegenseitig die Köpfe einzuschlagen, ohne uns einfache Leute in die Sache mit hineinzuziehen. Doch das wird uns wohl auch dieses Mal nicht vergönnt sein ...

Neulich habe ich auf einer Pferdeversteigerung einen Nachbarn getroffen, seinen Namen will ich nicht nennen, der tut nichts zur Sache. Sagen wir einfach, er war ein rechtschaffener Bauer wie ich, nicht mehr und nicht weniger. Er sagte mir, dass ihm dieser junge Anführer so gut gefalle, der in letzter Zeit so viel von sich reden machte: Sturla Sighvatsson. Es handelte sich, wie gesagt, um einen Nachbarn von mir, einen der vielen Durchschnittsbauern, die zu keiner der ehrenwerten Großfamilien gehören. Und doch lag in seiner Stimme eine regelrechte Begeisterung, wenn er über Sturla sprach. Dann fragte er mich, ob ich diesen Sturla nicht auch bewundere.

Ganz gegen meine Gewohnheit fehlten mir erst einmal die Worte. Doch dann platzte es aus mir heraus: »Möge Gott dir Weisheit geben, mein Lieber. Möge Gott dir Weisheit geben! Denkst du etwa, dieser Sturla Sighvatsson ist besser als die anderen? Dann will ich dir eins sagen: Er ist es nicht. Diese Anführer, die gleichen sich doch wie ein Arsch dem anderen! Das Einzige, was die interessiert, ist ihr eigener Vorteil! Wenn sie Hilfe von uns kleinen Fischen brauchen, versprechen sie uns das Blaue vom Himmel und sind stinkfreundlich und haben nur das Wohlergehen der kleinen Leute im Sinn. Aber wehe, sie haben erreicht, was sie wollen. Dann weht nämlich ein ganz anderer Wind! Dann sind die alle gleich, ob das nun Gissur aus dem Süden ist. Oder Snorri aus Reykholt und sein Neffe Sturla. Das Einzige, was sie wirklich interessiert, ist, den eigenen Kohl fett zu machen, für sich und ihre Sippschaft!«

Mein Nachbar sah mich mit aufgerissenen Augen an. Offenbar hatte ihm das alles noch nie jemand so geradeaus ins Gesicht

gesagt, aber es war nun mal die Wahrheit. Er stotterte sogar ein wenig, als er versuchte, mir zu widersprechen: »Nun rede doch nicht so, das sind doch ... nun ja, gottesfürchtige Leute, zumindest die meisten.«

»Gottesfürchtig! GOTTESFÜRCHTIG?« Ich hatte angefangen zu schreien, ich gebe es zu. »Jetzt hör mal gut zu, mein Lieber. Deren Gott, das ist der Geldbeutel! Die sind doch alle gleich, dieses Lumpenpack. Ob sie sich nun Goden schimpfen, Oberhäupter von Bezirken oder Kirchen sind, sobald sie sich bereichern können, tun sie es auch! Hast du denn keine Augen im Kopf?«

Mein Nachbar stammelte weiter: »Über unsere Kirchenmänner darfst du so nun wirklich nicht reden«, sagte er. »Was ist denn mit Bischof Gudmundur, den sie Gudmundur den Guten nennen? Von dem sagen alle, dass er ein Freund der kleinen Leute sei. Und das hat er bitter bezahlen müssen, er wurde dafür verspottet, verprügelt, und das nur, weil er an andere Menschen denkt und nicht nur an sich selbst ...«

Ich musste ihm einfach ins Wort fallen, dieses Gewäsch war nicht zu ertragen! »Gudmundur der Gute?«, fragte ich. »Der ist doch auch nicht besser. Freund der kleinen Leute, das ich nicht lache! Die, die sich am meisten bei den kleinen Leuten anbiedern, sind doch die Allerschlimmsten. Gudmundur der Gute! Pah! Wenn der so tut, als stünde er nicht sich selbst und seinem Geldbeutel am nächsten, ist er einfach nur noch verlogener als die anderen. Möge Gott dir Weisheit geben. Denn ich sage es dir noch einmal: Die gleichen sich wie ein Arsch dem anderen. Nun leb wohl und versuch bloß nicht noch einmal, mir solchen Bockmist aufzutischen!«

Vielleicht hatte ich etwas übertrieben. Eigentlich mochte ich meinen Nachbarn nämlich ganz gerne. Aber ich konnte nicht anders. Ich fürchtete die Mächtigen, und zwar besonders, wenn sie untereinander um noch mehr Macht kämpften, denn ich wusste

nur zu gut, was ihre Kämpfe für uns kleinere Leute bedeuteten. Gut, vielleicht sollte man so nicht über die Männer Gottes sprechen, zumindest nicht über Gudmundur den Guten. Er hatte zumindest versucht, mit der Allgemeinheit zu teilen. Aber ich hatte eben einfach Angst.

THÓRDÍS SNORRADÓTTIR

Alle sagten, dass man mich hinter meinem Rücken mit Thorvaldur aus den Westfjorden verheiratet hätte, eine Art Geschenk sei ich gewesen, doch das stimmte nicht. Ich hatte mich selbst für Thorvaldur entschieden, ich lasse mich doch nicht an jemanden verhökern wie ein Pferd. Thorvaldur war nicht nur der mächtigste Mann in den Westfjorden, er sah auch gut aus, obwohl er schon mittleren Alters war. Außerdem war er auch noch reich, deshalb beschloss ich, dass wir gut zusammenpassten. Mein Vater Snorri hatte mich in meiner Entscheidung bestärkt, weil ihm das gelegen kam, doch den Ausschlag gegeben hatte er nicht. Ich bin immer meine eigenen Wege gegangen. Als Kind hatte es lange Zeit niemand auf Reykholt geschafft, mir lesen und schreiben beizubringen, obwohl mein Vater der größte Skalde und Gelehrte in ganz Island war. Ich lernte diese Künste erst, als ich Lust dazu hatte, und dann suchte ich mir selbst aus, wer sie mir beibringen durfte: der junge Skalden-Sturla. Und siehe da, auf einmal lernte ich ganz leicht und kann heute Briefe schreiben und alles lesen, was mir in die Hände fällt.

Nun wohnte ich also in den Westfjorden, in diesem wohlhabenden Landstrich mit seinen fruchtbaren Wiesen und Weiden und all den Reichtümern, die die See und die Strände uns bescherten. Ich adoptierte die Söhne, die mein Mann Thorvaldur vor unserer Hochzeit mit einer anderen Frau gezeugt hatte, und wir bekamen zwei eigene Kinder, Einar und Kolfinna. Ich hatte so gehofft, ich könnte in Frieden leben ... Wie ich diese Machtkämpfe leid war! In jungen Jahren hatte mein Mann Thorvaldur

oft um sein Leben kämpfen müssen und sich dabei natürlich einige Feinde gemacht. Einer von ihnen war ein Großbauer namens Hrafn, von dem man sagte, er sei einst ein großer Heiler gewesen. Mein Mann tötete Hrafn, einer musste schließlich sterben, wenn zwei starke Männer einander nach dem Leben trachteten. Doch nun waren Hrafns Söhne erwachsen geworden, und alle redeten davon, dass sie sich an meinem Thorvaldur rächen wollten, auch wenn er sagte, er habe keine Angst vor diesen Kindern.

Und noch eine andere Sache machte uns Ärger: Mein Cousin Sturla war absolut nicht einverstanden damit, dass ich Thorvaldur heiratete. Sturla lieferte sich einen Machtkampf mit meinem Vater Snorri und hatte versucht, sich mit Thorvaldur zu verbünden, doch ein solches Bündnis kam nach unserer Hochzeit natürlich nicht mehr infrage. Sturla war nicht zu unserer Hochzeitsfeier gekommen und auch keiner von seinen Leuten, obwohl sie alle eingeladen gewesen waren. Und was tat Sturla stattdessen? Nun, da eine Allianz mit meinem Mann Thorvaldur nicht mehr möglich war? Er freundete sich mit den Söhnen unseres Todfeindes Hrafn an! Was dann passierte, ist allgemein bekannt: Die Söhne von Hrafn griffen uns an und ermordeten meinen Thorvaldur, diesen wunderbaren Mann! Ich entkam nur knapp aus dem brennenden Gehöft.

Viele waren sich sicher, dass Sturla Sighvatsson von dieser Aktion gewusst hatte, doch ich konnte das nicht glauben. Sturla und ich waren doch Cousin und Cousine ersten Grades, wir kannten uns seit Kindesbeinen und hatten uns immer lieb gehabt. Sturla war immer mein Lieblingscousin gewesen, deshalb konnte er einfach nicht davon gewusst haben, dass Hrafns Söhne eine so grausame Tat gegen mich und meine Familie geplant hatten. Sturla selbst hatte das auch immer bestritten, und ich glaube ihm. Doch meine Stiefsöhne, die wuchsen mit einem unbändigen Hass auf Sturla auf. Er stand hinter der Ermordung ihres Vaters. Daran bestand für meine Stiefsöhne kein Zweifel.

Ich hatte immer versucht, sie von überstürzten Taten abzuhalten. Schließlich kamen Hass und Rache am Ende immer zu denen zurück, die sie in die Welt trugen, das hatte ich selbst erleben müssen, als Hrafns Söhne unser Gehöft umstellten, in dem Thorvaldur und ich und viele unserer Leute sich aufhielten – ich werde ewig dankbar sein, dass die Kinder gerade nicht zuhause gewesen waren. Als sie Feuer an die Häuser gelegt hatten und alles aufloderte, als wir den Rauch bemerkten, dann die unerträgliche Hitze spürten, wurde Thorvaldur klar, dass er keine Chance mehr hatte sein Leben zu retten, und er warf sich in die Flammen, dorthin, wo es am heißesten war, und streckte die Hände von sich wie zum Zeichen des Kreuzes. Wie man mir später erzählte. Denn als es passierte, konnte ich im Rauch nichts mehr sehen. Doch ich weiß, dass Thorvaldur immer an einen barmherzigen Gott geglaubt hatte, der ihn weder in dieser noch in der nächsten Welt verbrennen lassen würde. Und als ich dachte, auch mir würde nichts anderes übrig bleiben als zu sterben, rissen die Männer von außen ein Loch in die Wand und zogen mich ins Freie. Hätten sie das nicht getan, hätte mein Vater sie inzwischen in einem Rachezug getötet. Auch wenn es immer mein höchstes Ziel gewesen war, Frieden zu stiften.

SOLVEIG

Nie hätte ich gedacht, dass so etwas geschehen könnte. Ich hatte gerade mein drittes Kind zur Welt gebracht. Die Schwangerschaft war lang und schwierig gewesen und ebenso die Geburt, doch nun war endlich alles überstanden, mein kleines Mädchen war auf der Welt und alle Sorgen wie fortgespült. Die Kleine war so hübsch und friedlich, und ich war glücklich und erschöpft. Unsere Amme passte auf das Neugeborene auf, die älteren Kinder spielten auf dem Boden zu meinen Füßen. Meine Mutter war gekommen, um mir zu helfen, wir saßen in der gemütlichen Stube mit den dicken Wänden, das Wetter war so mild, dass man nicht einmal das Heulen des Windes hörte. Doch auf einmal drang von irgendwoher ein leises Poltern an unsere Ohren. Wir dachten zuerst an einen Windstoß oder einen Hagelschauer, der auf das Dach prasselte, doch dann flog plötzlich die Tür auf, eine Magd stürmte mit furchterfüllten Augen hinein und rief, dass wir angegriffen wurden, man wolle uns alle töten. Jetzt hörten wir draußen auch schon die Schlachtrufe und Schreckensschreie. Als ich kurz durch die Tür nach draußen blickte, sah ich, wie auf dem Hofplatz ein Mann schwer verwundet zusammenbrach, er war fast noch ein Junge. Ich schickte jemanden los, der herausfinden sollte, was vor sich ging, doch er kam nicht weit. Kaum hatte er das Haus verlassen, bekam er eine Axt oder ein Schwert in den Bauch gerammt und fiel zu Boden. Blut spritzte in hohem Bogen aus ihm heraus. Ich schaffte es irgendwie, nach draußen zu kommen, und befahl allen, die auf dem Hofplatz umherliefen, sie sollten den Hausherrn suchen, doch plötzlich hörte ich, dass er nicht zu Hause sei, er

sei früh am Morgen fortgeritten. Das hatte ich ganz vergessen. Also ging ich als Hausherrin selbst zum Hauptgebäude, denn von dort kam der ohrenbetäubendste Lärm. Ich sah hinein. Allein dort drinnen waren mindestens ein Dutzend, wenn nicht mehr bewaffnete Männer mit Eisenhelmen und Nasenschutz. Sie trugen Fackeln und forderten unter furchtbarsten Flüchen und Drohungen, Sturla solle sich endlich zeigen. Sie schlugen auf die Betten und durchstießen sie mit ihren Speeren, in manchen waren Leute, die dort Schutz gesucht hatten, oder Alte oder Kranke, doch darauf nahmen die Angreifer keine Rücksicht. Blut spritzte an die Wände und floss über den Fußboden. Die Männer hatten jede Beherrschung verloren, zerschlugen alles, was man zerschlagen konnte, Wandbehänge und Möbel, alles war kaputt. Sie zertrümmerten unsere Vorratsgefäße oder kippten sie aus, sodass die Lebensmittel sich auf dem Boden mit Blut vermischten. Dann hörte ich vom Dach jemanden rufen, dass die Hausherrin im Eingang stehe. Ich rannte zurück zu meiner Mutter und den Kindern. Die Amme hatte sich mit dem Kind in einem Bett verkrochen, drückte es an sich und murmelte ein Gebet nach dem anderen – dieses Bett war eines der wenigen, die verschont worden waren. Ich hörte immer mehr Angreifer zwischen den Häusern umherlaufen, hörte die Schreckens- und die Schmerzensschreie, immer lauter, immer mehr. Dann stürmten Männer herein. Sie stießen meine Mutter zu Boden, obwohl ich protestierte, dann ging jemand auf mich los. Sein Gesicht konnte ich nicht sehen, nur die blinde Raserei in seinen Augen. Er erkannte mich, rief meinen Namen, hielt mir ein langes blutiges Messer unter die Augen und sagte mit heiserer Stimme, mit dieser Waffe werde er das Haar des Herren der Täler rot färben. Ich hielt die weinenden Kinder auf dem Arm und versuchte meine Angst zu verstecken, doch das gelang mir kaum. Es kamen immer mehr Männer und zerschlugen auch hier alles, was ihnen unterkam, dann fanden sie Sturlas Waffenkiste. Sie wollten sie aufbrechen, doch die Kiste war so sta-

bil gebaut, dass sie nicht nachgab, ganz gleich wie oft sie mit ihren schweren Äxten darauf einschlugen. Schließlich kippten sie die schwere Kiste unter großen Mühen um und brachen ihren Boden auf. Am meisten Angst hatte ich davor, dass sie das Haus anzünden würden, wenn auch vielleicht nur aus Versehen, so wie sie mit ihren Fackeln durch die Luft fuchtelten. Ich drückte die Kinder an mich, hielt ihnen die Ohren zu und betete, all das möge bald ein Ende haben.

Irgendwann wurden die Angreifer unruhig, vielleicht fürchteten sie, dass uns bald jemand zu Hilfe kam. Einer von ihnen packte mich und sagte, zwei Dinge würden ihn am meisten ärgern: dass er Sturla nicht habe töten und dass er mich nicht habe mitnehmen können. Dann beluden sie alle Pferde, die sie finden konnten, mit Beutegut und ritten fort. Neben vielem anderen hatten sie meinen Goldschmuck mitgenommen, doch an den dachte ich in diesem Augenblick zuallerletzt.

Ich wusste nicht, wer es gewesen war. Der Mann, der gesagt hatte, er hätte mich am liebsten mitgenommen – ich weiß nicht, wohin, wahrscheinlich zu sich nach Hause.

Doch schon wenig später sollte ich den Leuten begegnen, die diesen Angriff angezettelt hatten. Sturla und ich waren in den Westfjorden unterwegs gewesen. Er hatte dort mit einigen Freunden etwas zu besprechen, ich wollte nicht wissen, worum es ging, ich hatte unsere Kinder dabei. Plötzlich hörte ich laute Stimmen aus einem Nebengebäude, an dem ich gerade vorbeiging. Ich blieb stehen, auf einmal flog die Tür auf und ein hübscher junger Mann sah mich an. Als er mich erkannte, wich er meinem Blick sofort aus, und doch spürte ich, dass es diese Augen gewesen waren, die mich damals unter dem Stahlhelm so hasserfüllt angestarrt hatten, nur dass sie nun ängstlich, geradezu unschuldig erschienen, was dieser Mann natürlich nicht war, nach alledem, was er uns angetan hatte. Bald bekam ich es bestätigt. Dies war der ältere der zwei Stiefsöhne gewesen, die Snorris Tochter Thordís adoptiert

hatte, nachdem sie Thorvaldur aus den Westfjorden geheiratet hatte. An seiner Seite sah ich einen noch jüngeren Mann sitzen, er war fast noch ein Kind. Er war der jüngere Bruder. Auch er war bei dem Angriff dabei gewesen. Dann schloss sich die Tür.

Bis heute frage ich mich, warum Sturla nicht bei uns war, als wir angegriffen wurden. Er hatte mir nie richtig erklären können, wo er zu diesem Zeitpunkt gesteckt hatte und warum er nicht auf dem Hof gewesen war. Es kam das Gerücht auf, Sturla habe von diesem Angriff gewusst und sei deshalb fortgeritten, doch das kann ich nicht glauben. Sonst müsste ich jetzt sofort aufstehen, die Kinder nehmen und ihn verlassen. Zurück in meine Heimat gehen. Er hatte damals immerhin versprochen, ab sofort immer genügend Männer hier bei uns zu lassen, die uns verteidigen könnten, das hatte er hoch und heilig versprochen ...

Alles war kaputt gewesen. Sie hatten die gesamte Einrichtung zerstört und die Vorräte, die sie nicht mitgenommen hatten, hatten sie ungenießbar gemacht. Blutlachen hatten in allen Häusern gestanden, fünfzehn Leute waren verletzt gewesen, Männer und Frauen, Alte und Gesinde, sogar ein Priester. Drei waren ihren Verletzungen erlegen, einige mussten fortan als Krüppel leben.

Ich will hier nicht mehr sein ...

THÓRDÍS SNORRADÓTTIR

Ich hatte immer gedacht, wir Sturlungen seien im Großen und Ganzen eine friedliche Familie. Vater hatte immer Wert darauf gelegt, in allem behutsam und taktvoll vorzugehen, auszugleichen und Kompromisse zu suchen, wo es ging. Auf diese Art war er der mächtigste Mann von ganz Island geworden. Seine Brüder hatten sich nicht so sehr zurückgehalten, zumindest Onkel Sighvatur nicht, der hatte sich manchmal mit Waffengewalt in die Machtkämpfe in Nordisland eingemischt und zum Beispiel Bischof Gudmundur den Guten angegriffen. Und doch erschien mir auch Onkel Sighvatur im Großen und Ganzen als friedfertig, so wirkte er zumindest, er war immer gut gelaunt, wenngleich ich hinter seiner fröhlichen Fassade auch immer etwas Wehmut zu spüren glaubte.

Die Frauen in unserer Verwandtschaft galten als sehr durchsetzungsfähig. Meine Cousine Steinvör Sighvatsdóttir zum Beispiel, die ließ sich nichts bieten. Auf ihrem Hof hörten alle auf ihre Befehle, sogar ihr Ehemann Hálfdan, der regelrecht schüchtern wurde, wenn sie in der Nähe war. Doch auch Frauen wie Steinvör würden niemals von sich aus Streit anfangen.

Gut, Óraekja war ein ziemlicher Streithammel, besonders wenn er betrunken war, doch nüchtern war er sanft wie ein Lamm, wer wüsste das besser als ich, war er doch schließlich mein Bruder. Auch Kakali, einer der jüngeren Söhne von Onkel Sighvatur, galt als ziemlicher Hitzkopf, aber es war ja wohl andererseits auch nicht gleich ein kriegerischer Akt, wenn sich ein paar junge Männer mal prügelten. Dafür gab es ja auch viele Sturlungen, die noch

nie jemand bezichtigt hatte, feindselig oder verlogen zu sein, Skalden, die im ganzen Land für ihre Dichtkunst berühmt waren, wie Skalden-Sturla und sein Bruder Ólafur Hvítaskáld.

Doch je mehr ich darüber nachdenke, was gerade in der letzten Zeit passiert ist, desto überzeugter bin ich davon, dass die Menschen letztendlich alle unberechenbar sind. Dass niemand so ist, wie er scheint, und dass Grausamkeit, Hass und Blutdurst in allen Herzen wohnen und es nur eine Frage der Umstände ist, ob sie zum Ausbruch kommen oder nicht.

Den Anfang hatten wohl die Söhne meines verstorbenen Mannes Thorvaldur gemacht, meine Stiefsöhne. Sie wirkten noch fast wie Kinder, obwohl sie eigentlich nicht viel jünger waren als ich, fünfzehn und siebzehn Winter alt, und doch fassten sie diesen Plan, von dem ich sofort ahnte, dass sie sich selbst und andere damit in große Gefahr bringen würden. Wie kamen sie nur auf die Idee, einen derart mächtigen Mann wie Sturla Sighvatsson anzugreifen? Und das nur aufgrund eines Gerüchts? Ich versuchte, sie zur Vernunft zu bringen, konnte ihnen sogar etwas Wind aus den Segeln nehmen, aber es dauerte nicht lange, dann hetzten sie sich mit ihren Reden wieder gegenseitig auf und schmiedeten ihre verhängnisvollen Pläne. Ich schrieb Sturla, er solle auf der Hut sein, schließlich hatte niemand Interesse an weiterem Blutvergießen. Ich weiß nicht, ob Sturla meinen Brief ernst genommen hat. Aber ich weiß, dass ihm auch viele andere Leute später warnende Botschaften schickten, nämlich dann, als sie bemerkt hatten, dass meine Stiefsöhne eines Morgens losgeritten waren, um Männer zu sammeln: Freunde und Verwandte hier aus den Westfjorden, aber auch Herumtreiber und Landstreicher, darunter gesuchte Mörder und ähnliches Pack. Wenig später machte sich dieser illustre Trupp dann auch wirklich auf den Weg über die Hochebene nach Süden, um Sturlas Hof Saudafell anzugreifen – und Sturla hatte davon gewusst.

Und welche Konsequenz hatte er aus diesem Wissen gezogen?

Es tut mir leid, ich kann die Männer einfach nicht verstehen. Er hat den Hof verlassen! Allein. Manche sagen, er habe seine Familie und die anderen, die auf dem Hof lebten, nicht einmal gewarnt und sich einfach davongeschlichen, nach Húnathing.

Was hatte er dort gewollt?

Meine Jungs und ihre Leute hatten sich gegenseitig aufgеста-chelt und wild gemacht. Den Ausgestoßenen und Mördern unter ihnen waren große Belohnungen versprochen worden, sie sollten nur nicht zimperlich sein. Sie stürmten in die Häuser mit Gebrüll. »Wo ist Sturla? Zeig dich, du Mistkerl!« Als sie ihn nicht fanden, stachen sie mit ihren Waffen durch die Betten, schließlich konnte Sturla sich ja darunter versteckt halten, doch in manchen dieser Betten lagen Alte oder Kranke, man sagt, in einem habe die Haus-herrin Solveig mit ihrem neugeborenen Kind gelegen. Ich mag mir kaum vorstellen, welche Angst sie ausgestanden haben muss, als dieses Pack mit erhobenen Waffen einfach in ihr Haus stürmte und blind um sich schlug. Der ganze Haushalt wurde zerstört, die Wandbehänge zerrissen, alle Vorräte verschüttet, zertrampelt, alle Gefäße zertrümmert, auf dem Boden vermischte sich Met mit Blut.

Schlimmer hätten meine Stiefsöhne und ihre Männer kaum wüten können.

Zehn oder zwölf Leute trugen schwere Verletzungen davon, drei davon starben, andere sollten sich nie wieder vollkommen erholen.

Woher nahmen diese hübschen Jungen diesen Hass, diese furchtbare Wut?

Und dann die Rache von Sturla Sighvatsson, den ich, wie ge-sagt, immer für einen der friedlicheren Männer in unserer Fami-lie gehalten hatte – daran hatte auch der Rachezug nach der Ermordung von Tumi gegen Bischof Gudmundur den Guten und seine Leute auf Grímsey nichts geändert. Sicher, Sturla und sein Vater Sighvatur hatten dort ziemlich gewütet, doch ich kannte

Sturla seit wir Kinder waren, er war immer ein guter Kerl gewesen, als Junge und auch als Erwachsener – zumindest bis jetzt.

Natürlich konnte ich verstehen, dass Sturla wütend gewesen war, so wie meine Stiefsöhne sich auf Saudafell aufgeführt hatten. Deswegen hatte ich mich ja so bemüht zu vermitteln und für Frieden zu sorgen. Ich wollte meine Jungs retten, die Söhne meines verstorbenen Mannes, meine Stiefsöhne, für die ich doch jetzt verantwortlich war. Also schickte ich Sturla eine Nachricht, dass ich Frieden schließen wolle, und versprach ihm eine Entschädigung für den Angriff – Thorvaldur hatte mir genug Geld hinterlassen. Mein Vater versuchte ebenfalls zu vermitteln und hatte Sturla bereits eine Entschädigung für das getötete Gesinde in Aussicht gestellt. Auch viele andere wichtige Männer befürworteten diese Lösung. Schließlich wurde Sturla ziemlich viel Geld versprochen, wenn er sich bereit erklärte, Frieden zu schließen. Sturla akzeptierte. Er hatte per Handschlag besiegelt, dass meine Stiefsöhne von nun an unbehelligt durch sein Machtgebiet reisen durften – ein Versprechen, das er auf hinterhältigste Weise brechen sollte.

Wir dachten wirklich, der Frieden würde halten. Es vergingen auch zwei Jahre, ohne dass etwas passierte. Dann wollten meine Stiefsöhne in den Süden reiten. Mein Vater Snorri hatte sie nach Reykholt eingeladen, und um aus den Westfjorden nach Reykholt zu kommen, mussten sie natürlich Sturlas westliche Täler durchqueren. Das war ihnen ja auch eindeutig erlaubt, und dennoch war mir mulmig zumute, als ich meine hübschen Jungs verabschiedete, die so viele Pläne für die Zukunft hatten. Irgendwie konnte man schon damals niemandem trauen, obwohl die Zeit der Schwerter gerade erst begonnen hatte. Wie die Sache ausging, wissen alle. Die Jungs hatten kaum die westlichen Täler erreicht, schon hatten Sturla und seine Leute sie umringt. Die Jungs flehten um Gnade, versprachen, ihren gesamten Besitz zurückzulassen, außer Landes zu gehen und nie wieder zurück-

